

DEUTSCHE BANK & SOLOMON R. GUGGENHEIM FOUNDATION

JEFF WALL: BELICHTUNG

SCHREIBWETTBEWERB „SCHREIB-KUNST“
IM DEUTSCHE GUGGENHEIM

ALLE GESCHICHTEN

Deutsche Guggenheim 

Unter den Linden 13/15 · 10117 Berlin

Telefon + 49 (0) 30 20 20 93 - 0 · Fax + 49 (0) 30 20 20 93 - 20

www.deutsche-guggenheim.de · berlin.guggenheim@db.com

Täglich 10 bis 20 Uhr · Donnerstags bis 22 Uhr

Montags Eintritt frei

DIE PREISTRÄGER DES SCHREIBWETTBEWERBS „SCHREIB-KUNST“

1. PLATZ

HELENE BUKOWSKI

14 JAHRE, 9. KLASSE, JOHN-LENNON-GYMNASIUM

FOTO: NIGHT

2. PLATZ

EMEL CHAMDID

12 JAHRE, 7. KLASSE, RÜTLI-OBERSCHULE

FOTO: LOGS

3. PLATZ

MAX REINER HAVERKAMP

12 JAHRE, 7. KLASSE, FRIEDRICH-EBERT-OBERSCHULE

FOTO: COLD STORAGE

Rainfilled suitcase



Rainfilled suitcase, 2001
Großbildtdia in Leuchtkasten, 64,5 x 80 cm
Künstlerdruck 1/2, Auflage: 8
Sammlung des Künstlers

Name:	Birnur Bagci
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Der Koffer im Regen

In den Winterferien flog ein junger Mann nach New York, um seine Ferien da zu verbringen. Er war 27 Jahre alt und hieß Stefan. Er lebte mit seiner Freundin Laura zusammen und arbeitete als Anwalt in Berlin. Stefan hatte kurze braune Haare, trug eine Brille, hatte eine platte breite Nase und blaue Augen. Er war reiselustig. Stefan war Vegetarier und seine Lieblingsspeise war Broccolisuppe. Als er in New York ankam, nahm er seinen braunen Koffer und wartete auf ein Taxi. Es war regnerisch, und er musste lange warten. Plötzlich kam eine Gruppe von Kindern angerannt, sie rutschten aus und stolperten über dem braunen Koffer und der Koffer ging auf, seine Sachen wurden nass. Nun stand Stefan da und starrte seinen Koffer an.

Name:	Lisa Below
Alter:	13 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Der regengefüllte Aktenkoffer

„Heute, dachte Herr Schmitt, als er über die nassen Straßen Kölns jagte, „heute ist wieder ein schrecklicher Tag!“ Es war mal wieder eine regnerische Woche, und Herr Schmitt drängelte sich durch die Unmengen von Passanten mit ihren langweilig farblosen Regenschirmen, welche er so sehr verabscheute, und die sich jedes Mal umdrehten, wenn Herr Schmitt sie anrampelte. Er war auf dem Weg zur Arbeit und mal wieder zu spät dran. Gerade entschuldigte er sich hektisch bei einem kleinen, untersetzten Mann mit kahlem Kopf und roter Krawatte, der ihm ein wenig irritiert hinterher schaute, als er sich an ihm vorbei schlängelte.

„Puh!“, seufzte Herr Schmitt, als er endlich stehen blieb und tief Luft holte. Sein Herz klopfte wild, und seine Lunge war wie zugeschnürt, als ob er gerade einen Marathon hinter sich hätte- so fühlte er sich jedenfalls. Er stellte seinen schweren Aktenkoffer, der ihm die ganze Zeit um die Beine geklatscht war, neben sich auf den Bürgersteig und stützte sich auf seine Knie. „PLATSCH!“, machte es und Herr Schmitt durchfuhr ein eisiges Gefühl. Er schaute an sich herunter und sah einen großen Wasserfleck auf seinem rechten Hosenbein. Es war durchnässt worden von einer riesigen Pfütze in die er soeben seinen Koffer gestellt hatte. „Oh nein!“, rief Herr Schmitt und versuchte verzweifelt, das Schlimmste von seinem Bein und seinem Koffer zu wischen. Er öffnete den mit einer Dreckschicht überzogenen Koffer und zog durchweichte und verschmierte Aktien heraus. Das gab bestimmt Ärger mit dem Chef. Er packte alles wieder ein und marschierte in die Bank, in der er arbeitete. Gerade sah er noch, wie die Türen des Fahrstuhls langsam zu glitten, und da er in den 9. Stock musste, quetschte er sich zwischen die Türen, die kurz stockten und wieder auseinander glitten.

Im Fahrstuhl war niemand außer einer gut gebauten Frau mit einem knallpinken Hut, neben die sich Herr Schmitt stellte und auf den Knopf für den 9. Stock drückte. Die Türen glitten wieder zu und der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung. Herr Schmitt hatte ein mulmiges Gefühl irgendwo in der Magengrube, das er immer verspürte, wenn er Fahrstuhl fuhr. Die Frau hustete und spähte verächtlich auf den dreckigen Koffer in seiner Hand, doch er ignorierte dies und schaute stattdessen auf seine Uhr.

Er war jetzt schon 15 Minuten zu spät.

Plötzlich ruckelte der Fahrstuhl kräftig und blieb schließlich stehen.

Herr Schmitt stolperte nach vorne und ließ seinen Koffer fallen. Die Dame mit dem rosaroten Hut jedoch wankte und plumpste auf den Aktenkoffer, der mit einem grässlichen Knacken einriss. „Das kann doch nicht wahr sein!“, murmelte Herr Schmitt und half der Dame auf die Beine, die sich mit hochrotem Kopf - der sich hervorragend mit ihrem Hut biss - unter ständigem Geächze entschuldigte. „Kein Problem,“ log er und stieg aus dem Fahrstuhl, der sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt hatte.

„Den Koffer muss ich wohl wegwerfen. Schade eigentlich. Er war ja ganz nützlich, aber er wäre auch ein Andenken an meine alte Arbeit. Also,“ dachte Herr Schmitt, als er auf dem Nachhauseweg seinen alten Koffer näher betrachtete. Der Chef hatte ihn gefeuert, weil er mal wieder zu spät gekommen war. Behutsam legte er den dreckigen Koffer mitsamt seinem Inhalt neben eine Mülltonne und ließ ihn dort sich selbst überlassen liegen. Endlich waren sie frei. Herr Schmitt und der Koffer.

Name:	Neele Henriette Heiser
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Regengefüllter Koffer

Henno hat am Tag zuvor den Auftrag bekommen, etwas zu stehlen. Es ist jetzt 5:00 Uhr morgens. Henno ist an dem Laden angekommen, wo er etwas stehlen soll. Er stürmt in den Laden hinein. Dort steht der Besitzer, Herr Schmidt, ein alter Mann. Henno hält die Pistole an die Brust von Herrn Schmidt und sagt mit lauter Stimme: "Geben sie mir den i-Pod in pink!". Da lacht Herr Schmidt laut los. Henno erwidert wütend: „Das ist nicht lustig. Geben sie mir sofort den i-Pod in pink!!!“ – „Ja, ok, aber warum in pink?“ – „Na ja, ich, ich, ich weiß nicht so recht, man hat mir den Auftrag gegeben. Geben sie ihn mir sofort!“

Herr Schmidt gibt Henno jetzt endlich den i-Pod in pink. Als er ihn hat, rennt er schnell aus dem Geschäft hinaus. Herr Schmidt verständigt sofort die Polizei. Die jagt hinter Henno her. Henno rennt, rennt, rennt und rennt. Plötzlich kommt ein Polizeiwagen aus der linken Gasse geschossen, Henno fällt hin und wird von der Polizei geschnappt. Sie legen ihm Handschellen an, fahren mit ihm aufs Revier und Henno wird in eine Zelle eingesperrt. Der Polizist, der mit der Bewachung von Henno beauftragt ist, lacht die ganze Zeit. Henno fragt mit erregter Stimme: „Warum lachen sie denn so?“ – „Na ja, ich finde es so lustig, dass Sie einen i-pod in pink gestohlen haben!“

Henno lacht nicht.

Henno wird zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt.

Name:	Cosima Kaibel
Alter:	11 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Der Ideenkoffer

Emilia ging auf die Bühne eines kleinen Cafés und hatte einen Koffer dabei. Was machte sie hier überhaupt? Warum hatte sie sich von Maja überreden lassen, als Komikerin aufzutreten? Sie wurde unsicher. Alle Leute im Publikum starrten sie erwartungsvoll an.

Emilia griff nach ihrem Koffer, taumelte und konnte sich kaum noch halten. Alle fingen an zu lachen. Sie wurde rot. Sie nahm nun wirklich ihren Koffer, klappte ihn auf und schaute vorsichtig hinein. Emilia hatte diesen Koffer von ihrem Vater bekommen. Er war auch Komiker gewesen. Man hatte ihm sogar eine Stelle angeboten. Doch er lehnte ab, weil er sonst keine Zeit für seine Tochter gehabt hätte. Nun war sein kleines Mädchen schon 21 Jahre alt und studierte. Vor seinem Tod hatte er ihr den Koffer gegeben und ihr gesagt, sie werde ihn auch einmal brauchen und hatte ihr sein Geheimnis verraten. Sofort kam Emilia von Hoppenstätt ein ganzer Haufen von Ideen für lustige Geschichten in den Sinn und sie fing an zu erzählen.

An diesem Abend brodelte die Menge im Café geradezu vor Lachen, und mit den Minuten und Stunden, die vergingen, wurde die Frau auf der Bühne immer sicherer. Nach dem Auftritt wartete schon Maja hinter der Bühne auf sie, um ihr zu gratulieren. Emilia entschied sich, Majas Angebot, im Café zu arbeiten, anzunehmen. Von nun an trat sie jeden Abend in dem Lokal auf, das sich Tag für Tag mehr füllte. Sie konnte ihren Arbeitsplatz nun schon nicht mehr ganz normal verlassen, sondern musste den Hinterausgang nehmen, wo sie jedoch auch schon von Verehrern und Fans empfangen wurde. An einem Mittwoch stand der Produzent einer bekannten Comedy-Show im Publikum. Emilia hatte ihn nicht bemerkt. Doch der Mann sah sie sich aufmerksam an und sprach nach dem Auftritt mit ihr. Er wollte sie in seiner Serie haben und sie nahm das Angebot an. Um das Ganze noch einmal zu besprechen, lud der Produzent namens Oscar Schmitt sie zum Essen in ein sehr schickes teures Restaurant ein. Emilia hatte ihren Koffer natürlich wie immer dabei und gab ihn auch nicht bei der Garderobe ab, sondern behielt ihn direkt neben sich. Sie hatte kein Interesse an einem Mann, schließlich hatte sie ihren über alles geliebten braunen Koffer mit Goldgravur. Doch während des Essens fiel ihr immer mehr auf, wie charmant, nett und sympathisch Oscar war. Also zogen sie nach dem Essen noch ein bisschen zusammen durch die Straßen und sogen im Schein der Schaufensterlichter die kalte, frische Winterluft ein. Doch dann, plötzlich, bemerkte sie, dass ihr Koffer weg war. Sie hatte nicht auf ihren Koffer aufgepasst.

Sie hatte ihren Vater im Stich gelassen. Emilia rannte fort und ließ Herrn Schmitt einfach allein und verlassen auf der Straße stehen, der dachte er hätte irgendetwas falsch gemacht. Frau Hoppenstätt rannte durch die Straßen und suchte noch einmal den ganzen Weg ab, den sie zurückgelegt hatten. Schließlich kam sie ins Restaurant, in dem der Koffer neben ihrem Stuhl stand. Sie riss ihn an sich und presste ihn fest an ihre Körper, dann schritt sie wortlos aus dem Lokal. Die Tränen rannen ihr über die Wangen. Die Lichter, gebrochen durch die Tränen, verschwammen vor ihren Augen. Als sie zu Hause angekommen war, warf sie sich einfach aufs Bett und weinte. Sie weinte sich in den Schlaf. Als Emilia am nächsten morgen aufwachte, wartete schon eine Limousine vor der Tür, um sie abzuholen. Am Set traf sie natürlich Oscar, der, anstatt sie zu begrüßen nur verletzt auf den Boden sah. Emilia schämte sich. Doch wie sollte sie dem Mann sagen, weshalb sie weggerannt war. Das war doch peinlich. Außerdem, was hatte es für einen Zweck. Sie war doch sowieso lieber allein mit ihrem Koffer, ihrem Ein und Alles.

Plötzlich wurde sie aus ihrer Trance geweckt, als ihr Name durch einen Lautsprecher gerufen wurde. Sie sollte nun vor die Kamera. Als sie fertig war, klatschte Oscar in die Hände und lächelte sie an. Er hatte ihr offenbar verziehen. Emilia nahm ihren Koffer und ging auf Herrn Schmitt zu, entschlossen, ihm zu sagen was geschehen war. Sie erzählte ihm, wie sehr sie ihren Koffer liebte, dass sie ihn auf keinen Fall verlieren durfte und dass sie Oscar dennoch gern hatte. Sehr gern sogar. Der Mann wurde rot. Sie küsste ihn auf die Wange, drehte sich um und ging mit klackernden Schuhen. Oscar musste erst einmal wieder zur Besinnung kommen. Dann rannte er ihr nach, hob sie hoch und drehte sich mit ihr um die eigene Achse. Sie lachten. Herr Schmitt lud sie noch einmal zum Essen ein und sagte, Emilia solle diesmal aber nicht wieder wegrennen. Sie gingen also wieder in dasselbe schicke Restaurant. Emilia behielt ihren Koffer dicht bei sich, sie gingen die in der Dunkelheit hell erleuchteten Straßen entlang und am Ende brachte Oscar sie nach Hause. Und Emilia dachte sich ihr Leben sei perfekt, was es ja auch war.

Name:	Lisa Kollenda
Alter:	14 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Verlassen

Es war ein Koffer, der am Rand einer kleinen Nebenstraße in London lag. Ursprünglich hatte er einem alten Musikprofessor gehört, doch das hatte sich erledigt. Er war völlig durchgedreht und im Suff des Alkohols versunken, als seine Frau verstarb. Er hatte seine Familie verloren, die Kinder wurden ihm weggenommen. Er war zum Sozialfall geworden, hatte nach den Kindern sein Haus und sein Auto verloren, lebte dann in einem Obdachlosenheim und wurde wegen schlechten Verhaltens raus geworfen. Jahrelang hatte er auf der Straße gelebt, und der Koffer und dessen Inhalt waren alles gewesen, was er besessen hatte, doch an einem warmen Sommertag passierte es.

Die Sonne hatte heiß vom Himmel geschienen und vom Schwimmbad her war das Plätschern des Wassers zu hören gewesen. Fröhliche Kinderstimmen schallten durch die Straßen und der alte Professor hatte sich nichts sehnlicher gewünscht, als noch einmal in das kalte Nass springen zu können. Er hatte sich an die Mauer der Anlage geschlichen und das Geschehen beobachtet. Kinder spielten Fangen oder bekamen den Rücken von ihren Müttern eingecremt, Erwachsene sonnten sich oder lasen Zeitung. Ein älterer Herr fiel dem neugierigen Professor besonders ins Auge. Braun gebrannt hatte er es sich auf einem Handtuch gemütlich gemacht, während er sich lässig seine grauen Haare aus der Stirn strich. Der Professor fühlte sich zu diesem Badegast hingezogen. Er fasste einen Entschluss: Diesen Mann würde er sprechen, koste es, was es wolle.

Verstohlen sah der Professor sich um. Wenige Meter weiter war ein Türchen in die Mauer eingelassen. In der ruhigen Seitenstraße, in der er sich befand, war niemand weit und breit zu sehen und niemand würde etwas bemerken. Er schlich zu dem Tor und begutachtete das Schloss. Es war alt und rostig. Es würde keine Probleme bereiten, es aufzubrechen, dass wusste der Professor nach vielen Jahren auf der Straße. Er hatte schon öfter Schlösser geknackt. Einmal hatte ihm sein Können sogar 200 Euro einbracht. Es war ein Fahrrad gewesen, das er gestohlen hatte. Noch einmal guckte er sich um. Diesmal aber nicht nur aus Furcht, beobachtet zu werden, sondern deshalb, weil er keinerlei Werkzeug besaß, mit dem er das Schloss öffnen könnte. Betrübt sah er zu Boden, als ihn etwas Glänzendes blendete. Es war eine Haarnadel, silbern und schmal. Der Professor konnte sein Glück kaum fassen. Er bückte sich und griff nach ihr. Ein Mädchen oder eine Frau schien sie verloren zu haben. Ein drittes Mal blickte er sich um. Menschenleere in der ganzen Straße. Er begann

die Haarnadel etwas zu verbiegen, ging in die Knie und nahm das Schloss in die Hand. Schon nachdem er die Nadel einmal im Schloss gedreht hatte, sprang es auf. Glücklicherweise vergaß der Mann alles um sich herum. Staunend betrat er die Liegewiese, starr fixiert auf die Stelle, wo der besagte Mann gelegen hatte. Er hatte dort gelegen. Nun war er verschwunden. Fassungslos sank der Professor zu Boden und regte sich nicht mehr. Nie mehr.

Sein Koffer lag noch vor dem Tor. Er lag dort, auch noch am Ende des Winters, im Februar, 7 Monate nach dem Tod seines Besitzers. Der Deckel fehlte schon, die Kleidung größtenteils auch. Er lag verdrückt zwischen „Coffee-to-go“-Bechern, alten Eintrittskarten für das Freibad und Zeitungen. Das Tauwasser des Schnees stand in ihm und hatte ihn völlig aufquellen lassen. Verlassen von allem Leben. Verlassen.

Name:	Beri Koussa
-------	-------------

Der Koffer

In einer regnerischen Nacht stritt sich ein Ehepaar heftig und laut, so dass es in der ganzen Straße zu hören war. Elisabeth wurden die ewigen Streitereien zu viel, sie warf ihren Mann aus der Wohnung. Und schmiss seinen Koffer hinter ihm vom Balkon runter und schrie ihm hinterher, dass sie ihn nie wieder sehen wolle. Der Mann ging einsam davon und war sehr traurig, da er nicht wusste, wohin er gehen sollte und weinte vor Enttäuschung. Einige Tage später ging Elisabeth im Wald spazieren und sah plötzlich einen Koffer, der genauso aussah wie der von ihrem Mann. Elisabeth machte sich plötzlich große Sorgen, weil sie sicher war, dass ihrem Mann etwas zugestoßen sei. Sie gab sich selbst die Schuld an dem ganzen Unglück. Die Polizei machte Fotos von dem Koffer und nahm Blutproben. Nach einer Woche meldete sich die Polizei und sagte, dass ein Mann von einer Brücke gesprungen sei. Auch die nächsten Wochen verbrachte sie in großer Sorge um ihren Mann, da sie keine Nachrichten von ihm hörte. Einige Monate später hörte sie von der Polizei, dass der Koffer, der im Wald gefunden wurde, ihrem Mann gehöre.

Seitdem sind viele Jahre vergangen und heute noch schaut die Frau täglich Nachrichten, in der Hoffnung, etwas von ihrem Mann zu hören.

Name:	Pia Krohs
Alter:	14 Jahre
Schule:	Max-Eyth-Oberschule

Die Sekte

Die Stille war erdrückend, und die fehlende Helligkeit trug auch nicht gerade zur Beruhigung bei. Wäre er doch bloß nicht auf die Idee gekommen, den Gang nach seiner Schwester Illidan abzusuchen. Schön, sie war vielleicht verrückt, einfach auf der voll befahrenden Straße abzuhaufen, vor allem ohne Grund. Doch auch sie würde sich bestimmt nicht in einer so engen und zugleich feuchten Gasse verstecken. Oder doch? Er hätte schwören können, sie hier herein laufen gesehen zu haben. Aber hätte er sie denn nicht schon längst gefunden? Was wäre, wenn ihr was passiert war? Würde er sich ohne sie nach Hause trauen? Nein! Schon heute Abend würden sie gemütlich mit heißem Kakao im Wohnzimmer sitzen und den Tag ausklingen lassen. Er bemühte sich etwas zu hören, ein Trampeln oder eine Stimme, doch da war nichts außer dem Wind, welcher sich durch die engen Winkel zwängte und verzweifelt einen Weg aus diesem Labyrinth suchte. Merkwürdig, dass es überhaupt so etwas wie ein Labyrinth aus Gassen gab, hier in London. "Illidan?! Wo bist du? Komm mach keinen Scheiß! Mutter wartet sicher schon auf uns," rief er in die Dunkelheit hinein. Für einen kurzen Moment glaubte er, einen Schrei zu hören. Er beschloss zu rennen. Denn wenn der Schrei von ihr kam, dann hatte er nicht mehr viel Zeit! Er glaubte, hinter einer Ecke einen Schimmer wahrzunehmen. Da musste sie sein! Als er abbog, stockte ihm der Atem. Seine Lungen schnürten sich zu als hätte jemand einen unsichtbaren Faden um seinen Brustkorb gelegt. Er sah sie, die, von denen er bislang geglaubt hatte, sie seien die Erfindung Nummer 1 der Medien. Man las in der letzten Zeit viel über sie, eine Sekte, welche sich in den Winkeln Londons versteckt hielt. Wenn er sich recht erinnerte, hießen sie "Abbadon". Er suchte seine Schwester zwischen den langen Gewändern, die aussahen als seien sie aus einem schlecht gemachten Harry-Potter-Film. Doch tatsächlich! Er traute seinen Augen kaum, Illidan befand sich wirklich unter ihnen. Seine kleine Schwester Mitglied in einer Sekte? In Gedanken versunken merkte er nicht, wie der Gesang langsam verstummte. Erst jetzt sah er wieder auf. Was er nun erblickte, war schrecklich. Seine Schwester starrte ihn an und nicht nur sie, auch die anderen Gestalten. Er musste sich irgendwie weiter bewegt haben und stand nun direkt im Sichtfeld. Er wollte fliehen, doch sein Verstand sagte etwas anderes als seine Beine. Nun musste er mit ansehen, wie einer von ihnen, der Anführer, auf ihn zukam. Kurz darauf schaute er in ein altes Gesicht. Schweiß rann ihm über die Stirn. "Wer bist du," der Mundgeruch, der von dem Anführer ausging, war

tödlich, "Willst du beitreten?" - "Ja, will er," hörte er seine Schwester sagen. Der Chef drehte sich um: "Du, hast hier gar nichts zu sagen! Außer...kennst du ihn etwa?" - "Er, er ist mein Bruder. Leo, ist sein Name." Illidan bekam Angst. Sie hätte nichts sagen dürfen. Ihr Rang hier erlaubte es noch nicht. Aber was hätte sie tun sollen? Ihren eigenen Bruder dem Tod ausliefern?! "Stimmt das?", fragte der Anführer. Stille trat ein. Leo wusste, sagte er Nein, drohte der Tod. Würde er Ja sagen, müsste er sein Leben in einer Sekte verbringen. "J-ja", stotterte er hilflos. Der Anführer lachte. Leo dachte schon, er würde nicht ernst genommen, doch dann hörte er ihn sagen: "Gut! Wenn du es so möchtest. Wir haben ein neues Mitglied. Weiht ihn ein!" Drei kamen, mit einer Nadel auf ihn zu und tätowierten seinen Oberarm mit dem einfachen Wort "Sem". Seine Schwester weihte ihn ein, was die Sitten hier anging. Er erfuhr, dass Sem nichts weiter hieß als Zeichen, ein Zeichen, das ihn ein Leben lang verfolgen würde. Für den Verrat des Treffpunktes müsste er mit seinem Leben bezahlen. Er erfuhr, dass sie einen Dämon anbeteten, der für Leo nicht existierte. Auch wenn er es nicht wahr haben wollte, die dunklen Gassen waren ab heute seine Heimat, und seine Familie würde er nur noch einmal wieder sehen, und zwar in der Zeit, in der er still und von ihr Abschied nehmen würde.

Name:	Franziska Levin
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Der Koffer

An einem regengrauen Freitag, dem 13., lief ein Mann in zerschlossener Kleidung durch die leeren Straßen. Dieser Mann hieß Heinz Müller. Er war gerade 40 Jahre alt geworden. Heinz hatte sehr große Füße, und sein Haar war so schwarz wie die Nacht. Außerdem hatte er schöne braune Augen. Er war von seiner Frau geschieden und hatte drei Kinder, die schon zur Schule gingen – glaubte er zumindest. Früher hatte er einmal als Bankangestellter gearbeitet, aber leider wurde er wegen angeblicher Veruntreuung gefeuert. Daraufhin schmiss ihn seine Frau raus. Das war jetzt schon fünf Jahre her, seitdem war er arbeits- und obdachlos. Er hatte nichts aus der Wohnung mitgenommen. Heute lief er also durch die leeren Straßen, um sich vielleicht in einem Hinterhof einen Unterschlupf zu suchen. Nach langer Suche fand er schließlich einen Dachvorsprung über einer Treppe. Neben der Treppe lag ein kleiner Koffer. Er war offen. Alle möglichen Arten von Getränkedosen, ein Paar Socken, ein Weintraubengribsch und noch viele weitere Dinge lagen darin. Aber als sich Heinz über den Koffer beugte, um ihn sich genauer anzuschauen, sah er an der Hauswand einen großen roten Fleck. Er strich mit dem Finger darüber und spürte, dass das Blut noch frisch war. Langsam ging Heinz ein paar Schritte zurück und da sah er zwischen einigen Mülltonnen einen Mann liegen. Heinz ging auf ihn zu. Der Mann war offenbar bewusstlos und hatte eine große Wunde am Kopf. Er trug kaputte Kleidung und sein Haar war blond. Sein linker Brillenbügel war mit Tesafilm geklebt worden. Heinz kniete sich neben ihn und fühlte nach dem Puls. „Ein Glück, er lebt noch!“, dachte er. Schnell rannte er auf die Straße und lief in einen Supermarkt. Dort fragte er nach einem Telefon und rief sofort den Notarzt an. Dann kehrte er wieder zu dem Mann zurück, der langsam wieder zu sich kam. „Ich habe den Notarzt gerufen, er müsste gleich da sein. Was ist denn passiert?“, fragte Heinz. „Ich hatte gerade meine Weintrauben aufgegessen und wollte in meinem Koffer mal ein bisschen aufräumen, als sich jemand von hinten angeschlichen hat. Er hat mir irgendeinen festen Gegenstand auf den Hinterkopf geschlagen. Danke, dass du einen Arzt gerufen hast. Ich heiße übrigens Joachim und du?“ - „Heinz.“ Nach ein paar Minuten kam auch schon der Notarzt. Er nahm Joachim mit Verdacht auf eine Gehirnerschütterung mit ins Krankenhaus. Heinz nahm den Koffer an sich und brachte ihn Joachim ins Krankenhaus hinterher. Joachim wurde nach wenigen Tagen aus dem Krankenhaus entlassen. Der Täter wurde zwar nie gefasst, aber dafür hatte Joachim einen neuen Freund gefunden.

Name:	Jasmin Redzic
Alter:	14 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Peter

Es war einmal ein Peter. Er war 30 Jahre alt und war ein Vergewaltiger. Peter war seit acht Jahren im Knast und er musste noch fünf Jahre im Knast bleiben. Nach den fünf Jahren kam er raus und fand einen braunen Koffer und guckte so nach, was es alles in dem Koffer gibt. Er fand 1.505 Euro, und er ging sich gleich was von dem Geld kaufen - neue Klamotten. Peter ging gleich auch essen.

Overpass



Overpass, 2001
Großbild in Leuchtkasten, 214 x 273,5 cm
Exemplar 2/2
Fundación Telefónica

Name:	Hannah Bondy
Alter:	14 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Der Weg ist das Ziel – zumindest manchmal

Langsam fangen meine Füße an, weh zu tun. Aber das ist auch nicht weiter verwunderlich, schließlich latsche ich schon eine ganze Weile hier herum. Eigentlich sollten wir schon längst im Hotel sein, einem Drei-Sterne-Hotel mit Sauna und Schwimmbad. Da würde ich dann meine zerschundenen Füße in das kühle Nass tauchen. Ein vorbeifahrendes Auto weckt mich aus meinen Träumereien, das erste Auto seit mindestens einer Stunde. Verdammt, wo sind wir?!? Außer mir irren nämlich noch ein etwas älterer Herr und zwei junge Burschen hier herum. Wir alle sind auf der Suche nach diesem verflixten Hotel. Eigentlich hätte uns jemand am Bahnhof abholen sollen, nur hatte sich diese Person aus unerfindlichen Gründen nach drei Stunden Warten immer noch nicht eingefunden! Also haben wir uns selbstständig auf den Weg gemacht, kann ja nicht so lange dauern, haben wir uns gedacht! „Gedacht“, das war der Fehler! In solchen Situationen ist davon gänzlich abzuraten! Lieber ausharren und sich noch ein paar Stündchen gemütlich im Bahnhofsbistro den Arsch platt sitzen als den restlichen Tag damit zu verbringen, planlos durch die Stadt zu laufen! Mittlerweile sind wir ja gar nicht mal mehr in der Stadt, sondern irgendwo im Nirgendwo der Vororte! In der Ferne kann ich ein Stückchen Meer erkennen. In dem Hotelprospekt stand nichts von Meer, soweit ich mich erinnere, wir sind bestimmt die ganze Zeit in die falsche Richtung gelaufen! Ich äußere meine Vermutung aber lieber nicht, wir sind alle sowieso schon bis aufs Äußerste gereizt vom langen Marschieren. Ich schwöre mir, die nächste Person, der wir begegnen, nach dem Weg zu fragen und wenn sie's nicht weiß, will ich wenigstens wissen, wo wir uns gerade befinden.

Ich sehe von dem enttäuschenden Anblick meiner wunden Zehen auf. Da! Es kommt uns doch tatsächlich eine Frau entgegen! Ich beschleunige mein Tempo, falle von einem Dahertrotten in ein flottes Dahinschreiten. Ich frage die Frau auf Englisch, ob sie weiß, wo das „Hotel Paradiso“ ist. Sie sieht mich nur fragend an. Das läuft ja toll! Ich krame meine Schulfranzösischkenntnisse aus der hintersten Ecke meines Oberstübchens hervor und stottere irgendetwas vor mich hin, doch aus dem Blick ihrer Augen lese ich, dass sie nicht die geringste Ahnung hat, was ich von ihr will. Als ich als letztes dann auf Zeichensprache umsteige, um ihr verständlich zu machen, wohin wir wollen, weicht sie ein paar Schritte zurück und wechselt die Straßenseite. So eine blöde Kuh! Hier hat man anscheinend noch

nie etwas von Wörtern wie „Hilfsbereitschaft“ oder „helfen“ gehört!

Zu meiner Enttäuschung muss ich feststellen, dass die anderen schon ohne mich weitergegangen sind. Schnell hole ich wieder auf. Erst jetzt bemerke ich, dass der ältere Mann - ich nenn ihn einfach mal Otto - ebenso wie ich eine Plastiktüte mit sich rumschleppt. Was bei ihm wohl drinnen ist? Bei mir sind es hauptsächlich Dinge, die man auf jeder Reise dabei haben sollte, wie eine Klobürste (Es ist mir oft genug passiert, dass es im Hotel keine gab!), einen Wasserkocher (Ich trinke nur ganz speziellen Diätkaffee, aus Bohnen einer sehr seltenen Kaffeepflanze und da es diesen in den meisten Hotels nicht gibt, bereite ich ihn mir morgens mit Hilfe des Wasserkochers in meinem Zimmer zu), sowie einige leere Pfandflaschen, die ich dem Zimmermädchen als Trinkgeld geben kann (Das finde ich viel vernünftiger, die werden doch sowieso für ihren Job bezahlt, da muss ich denen ja nicht auch noch Unmengen an Kleingeld hinterher schmeißen! Mit Pfandflaschen ist das viel praktischer, ich würde die eh nie zurückbringen, wäre mir viel zu anstrengend, und so werde ich sie auf eine umweltfreundliche Art los und spendiere einem Menschen sogar noch etwas Geld!)

Mitten hinein in meine Grübeleien über den Inhalt der Tüte von „Otto“ kommt mir ein äußerst geistreicher Gedanke. Prompt bleibe ich stehen und gebe ein Stöhnen von mir, das die anderen auf mich aufmerksam machen soll. „Was ist?“ – „Bist du umgeknickt?“ – „Hast du deine Periode bekommen?“ Mit einem schrägen Blick auf Otto, der die letzte Frage gestellt hatte, beginne ich, meinen hyperschlauen Einfall zu erläutern: „Wir laufen hier jetzt schon seit fünf Stunden umher, richtig?“ Missmutiges Nicken. „Nun ja, und da frage ich mich...“ Ich lege eine spannungsaufbauende Pause ein. „Jetzt sagen Sie schon!“, motzt mich der eine Junge an. Etwas mehr Respekt vor dem Alter, wenn ich bitten darf! Aber in meiner unendlichen Güte fahre ich trotzdem fort: „Ich frage mich, warum wir nicht einfach ein Taxi nehmen!“ Entgeisterte Blicke schlagen mir entgegen. Ja, damit hattet ihr nicht gerechnet, schießt es mir durch den Kopf. Ausgerechnet die mit diesem lächerlichen weiß-rosa Hut ist auf diese geniale Idee gekommen! (Der Hut ist übrigens nicht von mir, den hab ich in meinem Zugabteil gefunden, der lag da einfach so und... Ich werd ihn einem Zimmermädchen geben!) Der unfreundliche Typ, der mich zum Weitererzählen gedrängt hat, schnauft entnervt: „Was denken Sie eigentlich, warum wir uns nicht schon längst eines genommen haben?! Oder glauben Sie, Sie wären die einzige mit diesem Einfall gewesen? Ich hatte ihn schon vor zwei Stunden! Fakt ist, hier gibt es anscheinend keine Taxen! Nach fünf Stunden Gewaltmarsch ist uns nicht ein einziges über den Weg gelaufen! Und jetzt kommen Sie, mit dieser ach so tollen Nachricht und denken, Sie wären der Einstein der Verirrten!“

Mit diesen Worten dreht er sich wieder um und stiefelt mit weit ausholenden Schritten von dannen. Ich bleibe stehen. Mir steht das Wasser in den Augen, auch wenn ich nicht recht erklären kann, warum. Mitleidig klopft Otto mir auf die Schulter und sieht mich aus treuherzigen Dackelaugen an. „Mir war die Idee bisher auch noch nicht gekommen“, gesteht er, „aber ich glaube, wir laufen in die falsche Richtung.“ – „Den Verdacht habe ich auch schon seit einer Weile“, stimme ich zu. Wir nicken uns an, und wie auf Kommando drehen wir uns perfekt synchron um und machen uns in die entgegen gesetzte Richtung auf, als dieser kleine arrogante Mistkerl läuft. Mit einem zaghaften Lächeln blicke ich in Ottos Gesicht und bekomme ein strahlendes Grinsen zurück, das ich ihm gar nicht so zugetraut hätte.

„Ach ja, ich bin übrigens Dietmar.“

Name:	Pinar Cankaya
Alter:	17 Jahre
Schule:	Kepler-Oberschule

Zu spät

Anne hat sich schon wieder mit ihrer Familie gestritten. Jahrelang ist das schon so. Nun hat sie die Nase voll. Sie verlässt die Stadt. Mit ihrer Tasche um ihre Schulter und ihren zwei Tüten in ihren Händen, die ihre wenigen Sachen beinhalten. Anne geht für immer. Sie weiß nicht ob sie das richtige tut und es jemals bereuen wird, doch im Moment kann sie nichts hindern. Sie muss hier weg. Anne läuft mit schnellen Schritten über die Brücke und weint. Sie weiß nicht, wo sie hin soll. Sie läuft mit schnellen Schritten über die Brücke, der Hauptstadt entgegen. Jetzt sieht Anne es, Menschen mit gepackten Koffern, nicht ihre Gesichter, aber gepackte Koffer. Haben sie etwa das gleiche Schicksal wie sie? Haben sie sich vielleicht auch mit ihren Familien gestritten? Sie läuft nachdenkend weiter. Irgendwann hat sie die Brücke längst überquert und ist nicht mehr zu sehen. Niemand hat je wieder was von ihr gehört. Ihre Familie sucht sie überall. Doch nirgends gibt es eine Spur. Zwei Jahre später kommt reuevoll von dieser Brücke dieselbe Frau mit denselben Klamotten und Tüten zurück. Wo ist Anne so lange gewesen, und warum kommt sie zurück? Als sie in ihrer vorherigen Wohnung klingelt, macht ein fremder Mann die Tür auf. Er erzählt ihr, dass die Familie ausgewandert ist. Sie geht langsam durch die Straßen und weint. Wie vor zwei Jahren. Aber diesmal weint sie um ihre Familie. Sie bereut ihre Tat. Aber zu spät. Es ist viel zu spät. Ihre Familie wird sie nie mehr finden. Sie ging in ein Restaurant, mit ihren ganzen Tüten und ihrer Tasche. Sie will gerade bestellen, als sie einen Kellner bemerkt. Irgendwoher kommt der Mann ihr bekannt vor. Aber sie weiß nicht woher. Vielleicht hat sie ihn gesehen, als sie noch vor zwei Jahren hier war. Sie überlegt sehr scharf. Doch sie kommt nicht drauf. Der Kellner wirft Anne dauernd Blicke zu, doch immer wenn Anne zu ihm blickt, blickt er wieder schnell weg. Nachdem sie gegessen hat, will sie die Rechnung zahlen. Der bekannte Mann nimmt das Geld und will auch gehen, als sie ihn anspricht. Anne fragt, ob er hier wohnt. Der Kellner antwortet, dass er vor zwei Jahren mal hier gewohnt hat und dann ausgewandert sei. Seit drei Monaten ist er wieder hier bei seiner Familie. Anne erinnert sich. Vor zwei Jahren hat sie Menschen mit Koffern gesehen. Er war einer von ihnen. Sie sprechen noch ein bisschen, und später heiraten sie. Vier Monate nach der Hochzeit bekommt Anne einen Brief, dass ihr Vater bei einem Erdbeben ums Leben gekommen sei. Die Adresse ihrer Mutter ist auch angegeben. Sie fährt zu ihrer Mutter und lebt mit ihrem Mann bei ihr. Aber eins ist klar für Anne. Sie wird sich nie verzeihen, dass sie ihren Vater verloren hat, ohne einmal mit ihm zu reden.

Name:	Jülyet Eryol
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Umzug nach Korea

Alenka ist 28 Jahre alt, schüchtern und hat nach ihrem Studium eines Tages eine Arbeit gefunden. Es war in ihrem Heimatland Korea, also mussten sie und ihre Familie zurück in ihr Heimatland. Die Umzüge dauerten viele Wochen. Alenka musste früher als die anderen los. An einem Morgen packte sie ihren Koffer, frühstückte in Ruhe, verabschiedete sich von ihrer Familie und ging los. Sie war sehr aufgeregt, denn seit langer Zeit war sie nicht mehr mit dem Flugzeug unterwegs gewesen und sie hat Flugangst. Da sie den Weg zum Flughafen nicht so genau kannte, hatte sie sich verspätet. Sie hatte Glück, denn sie war nicht die Einzige, die zu spät kam. Das Wetter war sehr schlecht, die Wolken wurden schnell grau, es regnete sehr stark, der Wind war sehr heftig und da passierte es. Wichtige Blätter wurden vom Wind mitgenommen, sie lagen auf der anderen Straßenseite. Alenka rannte schnell rüber, die wichtigen Blätter wurden pitschenass. Als sie am Flughafen ankamen, waren die Blätter immer noch nass. Wie konnte sie die Blätter wieder trocken kriegen? Zum Glück gab es eine Heizung, die Schrift wurde wieder lesbar und konnte ohne Probleme nach Korea. Mit der Arbeit und dem Umzug hat es sehr gut geklappt und sie leben weiter zufrieden.

Name:	Saskia Gutkowski
-------	------------------

Overpass

Stille. Leere.

In mir.

Der Lastwagen, der an mir vorbeirauscht, durchbricht diese Stille.

Doch die Leere, konnte nur sie füllen.

Nun bin ich wieder zurück.

Alleine.

Ich wollte zu ihr, aber ich war zu spät.

Sie war weg.

Für immer.

Sie hinterließ nur noch diese Leere.

"Wie oft ich diese Straße schon lang gelaufen bin", dachte ich mir. Allerdings war mir nie aufgefallen, wie viele Menschen hier sind.

Musik.

Immer wieder hör ich das Lied. Das Lied, das mich so sehr an sie erinnert. Ich wollte ihr das Lied auf meiner Gitarre vorspielen, aber ich war zu spät.

Zeit.

Was ist Zeit eigentlich? Warum war ich zu spät?

Zeit.

Es gibt sie nicht. Zeit gibt es nur auf Uhren. Doch die Zeit der Gefühle ist endlos.

"Edward!", jemand rief meinen Namen. Aber da ist keiner. Es war ihre Stimme, doch sie ist nicht hier. Sie ist weg.

"Der Photograph an der Ecke, sieht glücklich aus", denke ich mir, und in mir kommt ein Gefühl von Neid hoch.

Es fängt an zu regnen.

Ich laufe und laufe und laufe.

Auf einmal guckt mich der Photograph ganz verdutzt an. Ich schaue an mir herunter. Ich schaue um mich herum und mir fällt auf, dass ich nicht gelaufen bin.

Ich muss mich zusammen reißen! Aber wie, ohne sie? Dieser Gedanke brennt wie Feuer in meinem Herzen.

Ob es wohl stimmt, was man sich erzählt? Trifft man Menschen wirklich nach dem Tod wieder?

Ich nehme meine Gitarre und setze mich auf die Straße.

Ein letztes Mal spiele ich unser Lied.

Ein letztes Mal schießt der Photograph sein Foto von mir.

Der Lastwagen kommt.

Ich war nicht zu spät.

Ich hab nur zu lange gewartet.

Nun halte ich sie wieder in meinen Armen.

Name:	Antonia Hartung
Alter:	15 Jahre
Schule:	Georg-Herwegh-Oberschule

Schicksalsschlag

Die schwere Tasche stieß zum zweiten Mal an mein Schienbein. Sie war voll mit Dingen, die mir für Ferien wichtig erschienen. Ganz oben lag mein rosa Sonnenhut, den ich wahrscheinlich in Spanien gut gebrauchen konnte. Neben mir liefen noch vier weitere Passanten, sie gingen scheinbar auch zum Flughafen, denn auch sie trugen Reisetaschen bei sich. Noch einmal blieb ich kurz stehen, um mit Schwung meine Tasche auf meine Schultern zu werfen. Ich blickte in den Himmel und sah die wundervollen, fast schon aneinander gereihten Wolken. Was freute ich mich auf die Ferien. Endlich wieder in mein Heimatland zu kommen, Meine Familie zu besuchen und einfach mal Zeit für mich zu haben! Vor gut zwei Jahren konnte ich endlich mit meiner Arbeitskollegin die eigene Kinderpraxis in die Tat umsetzen. Es war viel Arbeit gewesen, und somit hatte ich kaum Zeit für mich gehabt.

Ich kam an dem Flughafen an und trat durch die große Schwingtür in die Flughafenhalle ein. Nach langem Suchen auf der Tafel fand ich dann auch den Flug nach Spanien, mir blieben noch gut 40 Minuten.

Kaum als ich in der Wartehalle angekommen war, ertönte auch schon die Stimme aus dem Schalter, dass man in das Flugzeug eintreten könne. Langsam schritt ich in Richtung Flugzeug, die Platzkarte fest in meiner Hand. Ich musste überlegen. Das letzte Mal, als ich in Spanien bei meinen Eltern war, war ich 20, also vor ungefähr sieben Jahren. Eine lange Zeit. Ich kam ins Flugzeug und suchte meinen Platz. 27...29b... Da, 30a, ich hatte ihn gefunden. Ich hob mein Handgepäck in die Ablage über den Plätzen und ließ mich neben dem Fenster nieder. Mein Mund fing langsam an, sich in Richtung Lächeln zu ziehen. Mann, freute ich mich. Ich fiel in Gedanken, und erst als der junge Mann neben mir mich das zweite Mal mit großen Augen etwas fragte, schreckte ich hoch. „Ähm, tut mir Leid, ich habe sie nicht ganz verstanden, könnten sie ihre Frage eventuell noch einmal wiederholen?“ Der Mann fing an zu grinsen, und sein durchwuscheltes schwarzes Haar fiel ihm ins Gesicht. „Ich habe gefragt, ob mein kleiner Bruder, Leo, am Fenster sitzen könnte!“ Ich lächelte höflich und nahm meine Sachen und rutschte an den äußersten Platz. Der kleine Junge strahlte übers ganze Gesicht und sagte keck: „Danke!“ - „Keine Ursache,“ sagte ich genau so zurückstrahlend.

Der kleine Junge erinnerte mich an meinen kleinen Bruder. Den ich heute noch wieder sehen würde.

Die zwei Stunden des Fluges vergingen unglaublich schnell, ich plauderte die ganze Zeit mit Paolo, so hieß er. Seine Mutter war Spanierin und sein Vater Deutscher. Wir verstanden uns prächtig und machten so auch gleich ein Treffen in Spanien aus. Es kam mir irgendwie so vor, als würde ich ihn schon Jahre kennen. Wir redeten und redeten, zwischen unserem Gespräch gab es kaum eine Pause, als plötzlich das ganze Flugzeug unglaublich zu rattern anfing. Ich packte die Hand von Paolo und guckte ihn erschrocken an. Dieser drehte sich erst zu mir und dann zu Leo, der noch viel erschrockener guckte als ich. Getuschel und Geschrei ging im Flugzeug umher, bis die Stimme des Piloten ertönte. „Bitte bewahren sie Ruhe! Wir haben einen technischen Ausfall am Flugzeug, wir können es aber mit höchster Wahrscheinlichkeit an Land schaffen. Wie sie sehen, liegt unter uns auch schon der Flughafen La Coruña.“

Ich starrte aus dem Fenster... tatsächlich war der Flughafen schon zu sehen. Aber das Flugzeug rüttelte und schüttelte sich erneut. Die Kinder fingen an zu schreien, und die Mütter und Väter versuchten vergebens, sie zu beruhigen. Auch Leo heulte jetzt und klammerte sich mit der rechten Hand an Paolo, der in einem ruhigen, angenehmen Ton zu ihm sprach: „Es wird alles gut, mein Schatz, siehst du den Flughafen da werden wir gleich landen.“ Der Höhenmesser auf dem kleinen Fernseher zeigte die runterrasselnden Höhen an, und ich entschied mich, lieber nicht hinzugucken. Der Druck auf meinen Ohren fing an, sich zu verstärken, und wenige Augenblicke später sprangen die Sauerstoffmasken aus ihren Klappen über uns. Ich griff nach oben und angelte mir die umher schwingende Maske, zog sie mir über und drehte mich ruckartig zu Paolo und Leo um. Paolo hatte in null Komma nix beide Sauerstoffmasken über sein Gesicht und das Gesicht von Leo gezogen.

Nun schaute er mich an und fragte in einem genauso liebevollen Ton wie bei Leo: „Arianna, ist alles in Ordnung mit dir?“ Ich nickte stumm und starrte mit ängstlichen Augen ins Leere. Erneut erklang die Stimme des Piloten: „Ladys and Gentlemen, wir werden in wenigen Minuten den Flughafen erreichen, ich danke Ihnen für Ihre Ruhe, die sie bewahrt haben. Ich verabschiede mich nun von Ihnen und wünsche Ihnen noch einen wundervollen angstfreien Urlaub.“ Ein leiser Applaus war zu hören, dann wurde es ruhig. Ich schloss die Augen, eine Hand berührte mich an meiner Wange und streichelte sie leicht. Ich drehte mich zu Paolo und küsste ihn.

Ein lautes „Rumms“ war zu hören und ich merkte, wie grade eben der Boden erreicht wurde. Das Flugzeug rollte vor sich hin und blieb an einem leeren Platz stehen. Die Erleichterung der Passagiere verspürte man sehr eindeutig und auch mir huschte ein leichtes Lächeln der Erleichterung über den Mund.

Wir standen vor der Tür des Flughafens. Ich wuschelte Leo durch die Haare und gab ihm einen Kuss auf die Stirn: „Du warst ein ganz tapferer Junge. Ich freu mich dich bald wieder zu sehen!“ sagte ich fröhlich und drehte mich dann zu Paolo der mich fest in den Arm nahm. Er flüsterte mir ins Ohr. „Du bist die tollste Frau, der ich je begegnete bin! Ich kann es kaum erwarten, dich bald wieder zu sehen.“ Ich hievte meine Tasche auf meine Schulter und lächelte beiden noch einmal ein letztes Mal zu.

Ich stieg in das Taxi, das ich kurze Zeit vorher angehalten hatte, stieg ein und winkte den beiden zu, schloss die Tür und sagte: „Por favor, en la calleja de peine once.“ Der Taxifahrer nickte und fuhr langsam an. Ich schaute aus dem Fenster und sah die vielen Menschen, die glücklich umher gingen. Dann schaute ich auf meine Uhr. Es war 21 Uhr und die Dämmerung hatte bereits begonnen, bis ich bei meinen Eltern sein würde, würde es bereits dunkel sein.

Das Auto fuhr um eine scharfe Kurve und fing an zu quietschen. Ich schrak auf. Ich war eingeschlafen und musste mich erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. Das Auto raste auf ein Feld. Ich guckte noch erschrockener und schrie:“ Was tun Sie, wo wollen Sie hin??“ Ich schaute den Taxifahrer an und bemerkte, dass er genauso erschrocken guckte und versuchte die Handbremse zu ziehen. Doch es war zu spät, mit einem zweiten „Rumms“ an diesem Tag landete das Auto an einem großen Olivenbaum.

Zu meiner Beerdigung kamen meine Familie, meine beste Freundin, Paolo und Leo. Es war eine schöne Beerdigung. Sie war in Spanien, im Grünen, in einer alten Dorfkirche, in der ich schon früher dem Pfarrer zugehört hatte. Mein Grabstein war ein schöner, grauer Stein, und darauf war ein Foto von mir, das Paolo von ihm und mir im Flugzeug geschossen hatte. Dies war dann wohl seine letzte Erinnerung an mich. Ich weiß, dass er mich nie vergessen wird.

Cold Storage



Cold storage, Vancouver, 2007
Silbergelatineabzug, 258,5 x 319 cm
Exemplar 1/4
Deutsche Guggenheim, Berlin

Name:	Elisa Flügge
Alter:	15 Jahre
Schule:	Marie-Curie-Oberschule

Cold storage

Mit einem harten Knall landete ich mit dem Bauch auf dem Boden. Die Tür wurde mit solcher Wucht zugeschlagen, dass dicke Eisbrocken von der Decke fielen und am Grund zerschellten, so dass die Stückchen in alle Richtungen schossen. Vor lauter Schmerzen und Angst wagte ich nicht, mich zu rühren.

Ich weiß nicht, wie lange ich da so verloren und still lag. Ich fühlte mich einsam und verlassen, die Angst gemischt mit wilder Wut. Heiße Tränen liefen mir über die Wangen und tropften auf den kalten Steinboden. Unendlich müde und schwerfällig stützte ich mich auf meine aufgeschürften Hände und richtete mich langsam auf. Die Stille war erdrückend, die Kälte kroch mir in die Glieder, ich hatte das Gefühl, dass das Eis über meinen Körper herfiel und ihn langsam einschloss. Die Wände schienen immer näher zu rücken, sie drohten mich zu ersticken, und gleichzeitig fühlte ich mich so klein in diesem riesigen Raum, als wäre ich der einzige Mensch auf der Welt. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich lebend gestorben.

So fühlte ich mich, als mir mein Freund sagte, dass er Schluss macht. Und ich wusste, dass nur ich die Tür wieder öffnen könnte...

Name: Max Reiner Haverkamp
Alter: 12 Jahre
Schule: Friedrich-Ebert-Oberschule



So nicht!

Die Musik dröhnte, und der Erdboden zitterte. Die alte Lagerhalle aus Glas war mit Schnee bedeckt. Es war schon spät und dunkel. Robin blies ein eisig kalter, schneidender Wind ins Gesicht. Er hatte Mühe, gegen ihn anzulaufen. Zum Glück war es bis zu seinem Restaurant nicht mehr weit. Er stellte sich vor, wie es war, als die Urmenschen noch lebten. Er hätte gerne ihr Gesicht gesehen, wenn sie solch laute Musik gehört hätten. Wären sie erschrocken gewesen, oder wären sie gar vor Schreck umgefallen? Er lachte leise vor sich hin und schaute dabei auf seine Füße, die im Schnee eigenartig quietschten. Erst ein unangenehmer Kopfstoß gegen die Laterne holte ihn aus seinen Träumen zurück.

Als er endlich sein Restaurant erreicht hatte, freute er sich, dass es wie fast immer gut besucht war. Am liebsten hätte er es sich gemütlich gemacht und an seinem Lieblingskaffee geschlürft, doch er war gekommen um zu arbeiten. Da er wusste, dass das Geld nur vom Arbeiten kommen würde, ging er mit einem deutlich hörbaren Seufzer in die Küche. Es herrschte die gewohnte Hektik und Unordnung, so dass niemand bemerkte, dass er gekommen war. Das war ihm gerade recht, da er nicht gerne im Mittelpunkt stand. Langsam ging er die Wendeltreppe zum Kühlraum hinunter, in dem alle möglichen Lebensmittel standen. Immer wieder erfreute sich Robin an diesem Anblick, da seine größte Angst war, jemals Hunger leiden zu müssen. Da tat so ein prall gefüllter blitzblanker Kühlraum gut. Steak Tatar war sein Leibgericht und gleichzeitig die Spezialität des Hauses.

Aber der Kühlraum hatte nicht immer so gute Zeiten erlebt. Erst vor wenigen Jahren war dort Jean, der damalige Eigentümer, verrückt geworden. „Aber meine Herren! Ich sage es ihnen doch: Ich bin nicht verrückt: In diesem Gebäude spukt es. In dem Kühlraum spukt es. Jede Nacht um zwei, wenn ich den letzten Rundgang mache, bevor ich nach Hause gehe, ist es, als ob jemand hinter mir herlaufen würde.“ Für einen kleinen Moment waren die Polizisten, die ihn auf dem Revier verhörten, in seine Geschichte vertieft gewesen. Ihnen war ein unangenehmes Kribbeln über den Rücken gelaufen. Aber dann schüttelten sie sich und kamen wieder zurück in die Realität: Die Polizisten hielten Jeans Geschichte nicht für glaubwürdig.

Doch so unglaublich einem die Geschichte vorkommen mochte, sie stimmte! Der Kühlraum war unzufrieden. Er fühlte sich ungerecht behandelt. Nie hatte Jean den Kühlraum reinigen

lassen. Die Lebensmittel hatten so lange dort gelegen, bis sie so stanken, dass man hätte umfallen können. Eines Tages hatte er sich gedacht, dass es so nicht weiter gehen konnte. Sollte er so sein ganzes Leben verbringen? Nein! Alle seine Träume und Vorstellungen vom Leben wurden täglich unterdrückt. Er wollte sich wohl fühlen. Er hätte mal wieder neue Farben an den Wänden gebrauchen können. Eine Grundreinigung wäre auch alles andere als unnötig. Der Kühlraum wollte strahlen und Spaß haben. Er wollte den Menschen Freude machen, ihnen behilflich sein und dafür gelobt werden. Das waren seine Vorstellungen von wahren Leben. Aber irgendwann erreicht auch ein Kühlraum seine Grenzen und rastet aus. Nur auf seine Art. Dann lässt er kühle Lüfte durch sich hindurch jagen. Der Mensch, den sie streichen, denkt dann, dass ihn jemand berührt hat. So treiben sie ihn schließlich in den Wahnsinn. Das hatte der Kühlraum schließlich auch bei Jean geschafft.

Doch seine Wünsche waren nicht so schnell in Erfüllung gegangen. Er hatte zwar Jean vertreiben können, aber das war nicht die Lösung seiner Probleme, denn erst einmal stand er sehr lange leer. Es schien ihm, als ob er eine Ewigkeit lang König der Seufzer gewesen wäre. Bis ein Unbekannter den Kühlraum kaufte. Es war Robin, und wie sich herausstellte, gaben sie zusammen ein perfektes Arbeitsteam ab.

Begründung der Jury:

Die Geschichte führt uns von Jeff Walls Fotografie sehr weit weg. Der bedrückende Ort wird schnell verlassen, um uns auf phantasievolle Weise zu verkünden, dass Menschen und Kühlräume auch gute Teams bilden können: Wer ein gutes Steak Tatar verspeisen will, ist auf die konstruktive Mitarbeit des diese Speise umgebenden Aufbewahrungsraumes angewiesen. Der gewählte Erzählstrang entwickelt einen völlig anderen atmosphärischen Hintergrund als man es bei Betrachtung von Jeff Walls Fotografie erwartet. Ob dies der mutigen Entscheidung entspringt, die diesbezüglichen Erwartungen nicht zu befriedigen oder mehr das Ergebnis unbändiger Phantasie ist, ist hier nicht zu ergründen. Entscheidend ist vielmehr die erfrischende und unterhaltsame Weise, in der wir durch die sprachlich und inhaltlich recht homogene Kurzgeschichte geführt werden.

Sabine Triebel, Mitglied der Jury

Name:	Lejna Hozic
Alter:	14 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Der Kühlraum

Um in die Clique der beliebtesten Mädchen der Schule zu kommen, musste ich für eine kurze Ewigkeit in den Kühlraum! Ich dachte mir nichts weiter dabei, als sie mich darauf ansprachen. So sagte ich auch sofort zu. Ich musste einfach in diese Clique! Ich war ein Mädchen, das nicht weiter auffiel und mit der Aufnahme würde ich endlich Anerkennung gewinnen. Ich sollte um 20 Uhr vor dem alten leer stehenden Restaurant stehen und auf die fünf Mädels der Clique warten, aber sie kamen nicht! Mir wurde etwas unwohl zu Mute, denn es war Winter und bereits dunkel. Da hörte ich Stimmen hinter mir. Mit einer gewissen Ahnung drehte ich mich um und blickte in die perfekt geschminkten Gesichter der 5 Mädels, die auf meinen Anblick hin anfangen zu kichern! "Was ist denn nun?", fragte das eine Mädchen. "Traust du dich oder traust du dich nicht?" fragte das andere Mädchen. "Ja natürlich traue ich mich", antwortete ich empört. "Okay, du weißt wie es abläuft!? Du musst 20 Minuten lang im Dunkeln drin bleiben." "Sind 20 Minuten nicht etwas lang?" fragte ich unsicher. "Nein, wieso? Der Kühlraum ist ja nicht kalt!" antwortete Mandy, die Anführerin der Clique. Plötzlich fingen sie wieder an zu kichern. Ich dachte nur: "Ja, sehr witzig!" Ein lautes Knarren riss mich aus meinen Gedanken, und jemand schubste mich in den Vorraum des leer stehenden Restaurants. Es war zu dunkel um etwas zu erkennen, aber mir stieg der Geruch von Schimmel in die Nase. Es erfolgte ein weiteres Knarren, jetzt stand ich vor dem Kühlraum. Ich hatte Angst, Angst vor der Dunkelheit! Fünf Hände drückten mich gegen meinen Willen in den Kühlraum, ein letztes Kichern von den Mädels und die Tür wurde geschlossen. Säulen ragten in die Höhe, soviel konnte ich noch erkennen. Ich schlich durch den Raum und merkte: es war wirklich nicht kalt! „Na wie denn auch? Schließlich ist der Strom nicht angeschlossen“, hörte ich mich zu mir selbst sagen. Ich fuhr herum, als ich ein Geräusch hinter mir hörte, das nur ein paar Schritte von mir entfernt war. "H...Hallo?", rief ich vorsichtig. Jetzt erhoffte ich mir das Gelächter der Mädchen zu hören, doch es kam nichts! Ich traute meinen Augen nicht, als ich meinen Atem sehen konnte. Es war kälter geworden! Hinter mir zog etwas vorbei, ich hatte Angst, nach hinten zu schauen. Gerade als ich zur Tür rennen wollte, stellte sich mir ein halberfrorener Mann mit schneeweißem Haar in den Weg. Ich stieß einen entsetzten Schrei aus und rief: "Leute das ist nicht lustig!" Der Mann grinste hämisch. Ich trat einen Schritt zurück, nahm meinen ganzen Mut zusammen und stieß dem Mann mit dem Ellbogen in die Seite. Er taumelte zurück, ich ergriff meine Chance, denn der

Weg zur Tür war nun frei. Mit einem Satz war ich an der Tür, doch von hinten packte mich eine kräftige Hand, die mich unsanft umdrehte. Der Mann sah böse aus! Seine Augen waren nicht menschlich, sie waren so dunkel, ja beinahe schwarz! Er packte mich am Hals und drückte mich gegen die schwere Eisentür des Kühlraumes. Ich rang nach Luft, aber das Monster drückte so fest, dass ich dachte, ich würde gleich in Ohnmacht fallen! "Was fällt euch ein, hier herum zu schnüffeln?" fragte der Mann im Flüsterton. "I-Ich...", setzte ich an, doch der Mann drückte nun noch fester zu!

Ich trat um mich herum, aber ich traf den Mann einfach nicht! Er lachte so laut auf, dass ich erschrak. "Glaubst du wirklich, dass du als Mensch irgend etwas gegen mich ausrichten kannst?" fragte das Monster provozierend. Sein Griff ließ nach!

Ich riss meine Augen auf, als er seine Zähne entblökte, sie waren so spitz und so nah an einander gereiht. Ich konzentrierte mich jetzt, aber nur noch darauf, wie ich hier raus kommen könnte. Natürlich! Ich stand doch genau an der Tür. Ich versuchte, die Türklinke runter zu drücken, es gelang mir auch, aber wieso ging die Tür nicht auf? Ich brach in noch größere Panik aus! Die Tür, sie war verschlossen, sie wollte nicht aufgehen!

Ich war gefangen!!!!

Name:	Philipp Jakob
Alter:	15 Jahre
Schule:	Merian-Schule

Die Kühlkammer

In der Bahnhofstraße gibt es schon seit Jahren einen leer stehenden Laden, der nicht gerade auffällt, aber doch nicht zu übersehen ist. In diesem Laden, in dem schon eine Metzgerei, ein Restaurant und eine Eisdiele ihren Platz gefunden hatten, war weit hinten, neben den Toiletten, eine Kühlkammer. Es gibt sicher unzählige Geschichten, die uns diese Kammer erzählen könnte, was sich schon alles dort abgespielt hat und was sie für sich behalten sollte. Wie werden wohl die Personen gelebt haben, die in diesem Laden tätig waren?

Ich stelle mir den Metzger so vor: morgens, wenn es noch dunkel auf den Straßen ist, sehe ich ihn in der Kühlkammer, eine Lampe leise schwingend über seinem Kopf, mit einem nichts sagenden Gesichtsausdruck an einem im Licht glänzendem Metalltisch stehend.

Es ist gerade mal fünf Uhr, er hat noch Schlaf in den Augen, nur Stille in der Kammer, außer dem lauten, schweren Atmen des Mannes. Um ihn herum liegt noch Fleisch, was er zu Wurst verarbeiten muss. Er verdient nicht viel mit seinem Beruf. Er hat ein altes, hellblaues Hemd mit Fettspritzern an, eine schwarze Lederhose mit vielen offenen Stellen, um seinen dicken Leib eine weiße Schürze gebunden, an der das Blut der toten Tiere klebt, die Tag für Tag vor ihm auf dem Metalltisch liegen.

Sein Tagesablauf sieht fast immer gleich aus. Morgens in aller Frühe um vier Uhr steht er auf, wäscht sich und geht dann die fünfhundert Meter zu Fuß zur Arbeit; dann schuftet er bis fast in die Nacht, und erst um einundzwanzig Uhr kommt er nach Hause.

Er schaltet dann immer den Fernseher ein und schaut sich alte Videos von seiner Frau und seiner Tochter an, die schon vor Jahren bei einem Autounfall ums Leben kamen. Jeden Tag seines Lebens wünscht er sie sich wieder bei sich, doch nach täglicher langer Trauer weiß er, dass er bald zu ihnen kommen wird. Er spürt im Innersten, dass es ihnen gut geht und er sich keine Sorgen machen muss.

Nach dem Abendbrot legt er sich einsam in sein kaltes Bett und versucht zu schlafen, und am nächsten Tag fängt der Alltagstrott von neuem an. Irgendwann, in ein paar Jahren, will er seine Metzgerei an der Ecke aufgeben und aufs Land ziehen, denn...

Es gibt viel zu viele Menschen, die sich nach der Zeit richten und alles vergessen und verwerfen, anstatt das Schönste auf der Welt in der „Zeitlosigkeit“ zu genießen.

Concrete ball



Concrete ball, 2002
Großbild in Leuchtkasten, 204 x 260 cm
Exemplar 3/3
Mit Genehmigung der Marian Goodman Gallery,
New York

Name:	Ruben Ossip Alfredo Castro
Alter:	13 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Steinmensch

Er kann denken, er fühlt, und doch ist er weder Tier noch Mensch. Er weiß noch nicht einmal, wie er entstanden ist, geschweige denn, warum oder wozu, der einsame Stein.

Neben ihm ist zwar ein weiterer Betonpfeiler, doch zu diesem Kontakt aufnehmen kann er nicht. Er ist voll Trauer, ohne Gesellschaft, niemand schenkt ihm Aufmerksamkeit; Menschen und Tiere sehen über ihn hinweg, lehnen sich sogar an seinem Kopf und laufen dann weiter.

Ihm ist langweilig. Jedes Jahr aufs Neue muss er den grauen, regnerischen Herbst erleben, der ihm den kühlen Wind auf den Körper schlägt. Der Herbst ist die schlimmste Jahreszeit, und es ist erst Anfang Oktober, grausam.

Er selbst nennt sich Steinmensch, er hat weder Hobbys noch Freunde, woher denn auch? Seine raue, graue Haut hat schon viel gesehen und gespürt; die gehobenen Beine der Hunde, Spraydosen und weitere unangenehme Erfahrungen.

Der Steinmensch weiß, es könnte sein, dass er noch Jahrhunderte erleben muss, er ist gefangen in seinem Umstand. Aber in seinem Innersten ist immer noch Hoffnung, Hoffnung auf Änderung, er wartet darauf, dass er ein anerkanntes Wesen wird.

Name:	Berivan Ilter
Alter:	12 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Der Herbst

Die Person spielt Fußball auf dem Fußballplatz. Sie ist ein 13-jähriger Junge und heißt Marko.

Sein Hobby ist Fußballspielen. Er hat blonde Haare und blaue Augen. Er hat ein rotes T-Shirt an und blaue Shorts, die an den Knien enden. Er schießt seinen schwarz-weißen Ball direkt ins Tor.

Dann nimmt er plötzlich seinen Ball und rennt weg, weil er etwas Schlimmes befürchtet.

Name:	Lisa Windmüller
Alter:	13 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Die Parkbank und das blutverschmierte Mädchen

Normalerweise treffen meine Freunde und ich uns direkt nach der Schule in einem Park, an einer Bank. Doch heute war es anders. Gerade als ich den Park betrat und mich der Bank näherte, merkte ich, dass meine Freunde nicht da waren. Sonst warteten sie dort auf mich, doch stattdessen lag ein blutverschmiertes Mädchen auf der Bank. Sie rührte sich nicht. Ihr Gesicht war mit Wunden übersät. Blut tropfte auf die Bank. Vorsichtig berührte ich sie, doch nichts geschah. Panisch schaute ich um mich. Der Park war menschenleer. Prüfend betrachtete ich ihr Gesicht. Es war übel zugerichtet. Aus manchen Wunden quoll Eiter. Ein wenig angeekelt wandte ich mich von ihr ab. Ich bemerkte nicht, dass sie ihre Augen geöffnet hatte. Sie setzte sich auf. Ich erschrak. Als ich mich beruhigt hatte, fragte ich sie vorsichtig, wie sie heißt. Eine Weile blieb es still, doch dann sagte sie mit ängstlicher Stimme: „Vanessa.“

Ich nahm mein Handy aus der Tasche und rief einen Krankenwagen. Kurze Zeit später sah man ihn um die Ecke biegen. Behutsam legten die Arzthelfer Vanessa auf die Trage und schoben sie in den Wagen. Ich setzte mich neben die Trage und wir fuhren los. Am Krankenhaus angekommen, brachten sie Vanessa auf die Intensivstation. Ich folgte ihnen und setzte mich in das Wartezimmer. Minuten vergingen. Ich lief den Flur ungeduldig auf und ab. Endlich öffnete sich die Tür der Intensivstation und ein Arzt kam raus. Er kam auf mich zu und sagte: „ Es ist nichts Ernstes festzustellen. Doch sie wird ein paar Tage bei uns bleiben müssen. Wenn du möchtest kannst du jetzt zu ihr.“ Ich bedankte mich, nahm mir einen Stuhl und setzte mich neben ihr Bett. Nach einer Weile fing sie nach und nach an, mir zu erzählen, was eigentlich geschehen war. „Meine Mutter ist vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen, und seitdem ist mein Vater total anders. Er trinkt ein Bier nach dem anderen und raucht wie ein Irrer. Und vor einem halben Jahr hat er dann auch noch seine Arbeit verloren. Er meint, das wäre alles nur meine Schuld und schlägt mich deswegen. Ich hielt es nicht mehr aus und bin abgehauen und jetzt...“ Stille plagte das Zimmer. Die Tür öffnete sich, und der Arzt kam mit einer jungen Frau herein. Er wandte sich Vanessa zu und sagte: „Dass hier ist deine Tante, Vanessa. Sie wird für die nächste Zeit auf dich aufpassen.“ Vanessa betrachtete sie misstrauisch.

Einige Tage vergingen, und ich fuhr ins Krankenhaus um Vanessa zu besuchen. In der Hand hielt ich einen Blumenstrauß und Pralinen. Ich klopfte an die Tür. Fröhlich rief Vanessa: „Ja,

bitte!“ Ich betrat das Zimmer. „Lisa? Was machst du denn hier,“ fragte sie mich. „Ich wollte dich besuchen und gucken wie es dir geht.“ „Dass freut mich.“ Ich ging an den Schrank, nahm eine Vase heraus, steckte die Blumen hinein und stellte sie auf den Tisch. Die Pralinen legte ich daneben. Dann setzte ich mich auf den Stuhl, der neben ihrem Bett stand. „Weißt du schon, dass ich morgen nach Hause darf? Also besser gesagt zu meiner Tante.“ sagte sie mit fröhlicher Stimme. „Dass ist ja toll, ich freu mich für dich.“ „Weißt du eigentlich schon, auf welche Schule du ab sofort gehst?“ fragte ich sie. „Ja, meine Tante hat mich in der Karl-May-Oberschule angemeldet.“ „Ja? Das ist die gleiche Schule, die ich auch besuche,“ rief ich. Wir freuten uns.

Als sie einen Tag später aus dem Krankenhaus entlassen wurde, fuhr ich mit meinem Fahrrad zu ihrer Tante. Sie zeigte mir ihr Zimmer, und wir erzählten uns die ganze Zeit Geschichten. Am Tag darauf trafen wir uns an der Bank und gingen zusammen in die Schule.

Wir wurden beste Freundinnen und trafen uns von da an jeden Tag. Diese grüne Bank erinnert mich immer daran, wie ich Vanessa kennen gelernt habe.

Logs



Logs, 2002
Silbergelatineabzug, 167,5 x 209,5 cm
Exemplar 1/4
Mit Genehmigung der Marian Goodman Gallery,
New York

Name:	Patrick Bichler
Alter:	15 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Logs

Es war düster und neblig, als Olof wie jeden Morgen aufstand. Er wusch sich sein Gesicht, putzte sich die Zähne und zog sich an. Sein Hund Monster beobachtete ihn wie jeden Morgen. Nachdem sich Olof gewaschen hatte, aß er etwas. Anschließend ging er in die eisige Kälte. Es war Winter. Olof machte die Kälte nichts aus. Mit hochgekrempelten Ärmeln und einer Axt machte er sich auf den Weg zum Schuppen. Er nahm große Holzstücke, hackte sie zurecht und packte sie zwischen zwei Steinblöcke, die sich neben dem Schuppen befanden. Da sah er sich ein Kreuz an, welches unter einem der Steine hervorragte. Währenddessen stapelte er weiter das Holz. Nach kurzer Zeit konnte er nicht mehr. Er hatte sein Leben lang gearbeitet, aber auch er musste einsehen, dass seine körperliche Konstitution bald nicht mehr ausreichen würde. Er setzte sich hin und schob seine Mütze zurecht. Er betrachtete wieder das Kreuz. Es war damals entstanden, vor 20 Jahren, auf den Wunsch seiner Frau, welche sehr religiös gewesen war. Er vermisste sie. Seitdem sie an Tollwut gestorben war, litt er zusehends an Depressionen. Nach außen hin wirkte er immer glücklich, aber im Innern war er zermürbt und zerstört. Er dachte zurück an sie und die schöne Zeit und wie alles zerfiel. Nun stand er auf und ging zurück ins Haus. Sein Hund Monster blieb die ganze Zeit drinnen. Ihm war es draußen zu kalt. Olof setzte sich hin und schaltete seinen Fernseher an. Ein altes Gerät, auf dem der Empfang immer schlechter wurde, je länger man guckte. Nach kurzer Zeit hörte er Schüsse. „Die Jäger sind wohl wieder auf der Jagd,“ dachte er sich. „Sie müssten doch wissen, dass sie bei solchem Wetter kein Tier schießen werden.“ Ihm taten die Tiere leid, die einfach so getötet wurden und er hasste diese neureichen Emporkömmlinge, die ein Tier nach dem anderen abschossen. Kurz nachdem er sich schlafen gelegt hatte, gab es ein Unwetter. „Das deutete sich ja an,“ dachte sich Olof. Da roch er plötzlich Rauch. Er schaute aus dem Fenster. Da sah er es. Der Schuppen brannte. Olof zog sich was über und rannte hinaus. Er musste letztendlich das Feuer doch nicht löschen. Der Regen war so stark, dass das Feuer von alleine erlosch. Sein Schuppen war allerdings nieder gebrannt. Er legte sich verärgert wieder ins Bett und dachte daran, dass er ab morgen einen neuen Schuppen bauen musste. Kurz darauf schlief er ein.

Zehn Jahre vergingen seit diesem Vorfall. Trotz des Alters änderte sich nichts an Olofs Tagesablauf, was sich jedoch an diesem Morgen ändern sollte. Anfangs war es wie jeden Morgen. Olof stand auf, wusch sich, stapelte Holz und guckte fern.

Er hatte sich gerade zum Mittagsschlaf gelegt, als jemand an die Tür klopfte. Er erschrak, zog sich was über, nahm seinen Gehstock und bewegte sich vorsichtig in Richtung Tür. In den zehn Jahren hatte sich sein Sehvermögen stark verschlechtert, aber in der Nähe gab es keinen Arzt oder Optiker. Er musste sich also damit abfinden, so schwer es ihm auch fiel.

Als er die Tür öffnete, stand da ein junger Mann. Der Mann war um die 1,80m groß und trug zerlumpte Sachen. Er fragte Olof, ob er etwas zu Essen bekäme. Olof gab ihm mehr als nur Essen. Er bot ihm einen Schlafplatz an. Noch dazu könne der Mann, dessen Name Peter war, Olofs Bad benutzen. Olof war zwar nicht ganz wohl bei diesem Gedanken, Peter bei sich wohnen zu lassen. Aber dieser Mann tat ihm so leid, und wie verwahrlost er war. Vielleicht hatte er kein zu Hause, geschweige denn Familie.

Peter zeigte sich sehr dankbar. Er stand früh auf, machte Frühstück und stapelte Holz, wozu Olof langsam nicht mehr in der Lage war. Es war nach dem Zusammenleben mit seiner Frau Olofs schönste Zeit in seinem Leben. Peter war wie der Sohn, den er nie hatte. Doch der Schein trog. Nach einiger Zeit zog sich Peter zurück. Zwar erledigte er noch seine Arbeit, aber er und Olof verbrachten nicht mehr viel Zeit zusammen. Sie sprachen auch nicht mehr viel miteinander. Irgendwann erschien Peter nicht mehr. Olof und Monster suchten ihn überall, denn nicht nur Peter war verschwunden. Olofs ganze Ersparnisse waren weg. Die Enttäuschung war groß. Für Olof war der Verlust des Geldes nur halb so schlimm. Für ihn war es schlimmer, dass er seit langem wieder einem Menschen vertraut hatte und reingelegt worden war.

Eines Tages, als Peter schon längst vergessen war, machten Olof und Monster einen Waldspaziergang. Sie gingen eine Waldlichtung entlang. Plötzlich hörten sie eine Stimme. Sie gingen weiter, als sie plötzlich erschraaken. Da stand Peter mit einer Pistole, welche auf sie gerichtet war. Er redete etwas wie: „Wo ist der Ausgang?“ Er schien den Ausweg aus dem Wald nicht zu finden. Sein Blick war voller Hass. Olof blieb stehen und nuscelte etwas Unverständliches zu Monster, der mit einem Satz auf Peter zusprang. Dann sprang auch Olof mit ganzer Kraft auf Peter zu. Plötzlich löste sich ein Schuss und Monster ging zu Boden. Sein Kopf war blutig. Kurz darauf sprang Peter auf, schoss auf Olof und rannte weg. Die Kugel traf Olofs rechte Brust und musste auf der anderen Seite raus geschossen sein. Ein glatter Durchschuss. Mit aller Kraft schleppte sich Olof zu seinem Haus. Dabei fragte er sich, woher Peter nur die Waffe hatte. Er bandagierte seine Brust und dann fing er an zu weinen.

Monster war alles in seinem Leben gewesen nach dem Tod seiner Frau. Nun war er weg, genauso wie sie.

Zwei Wochen vergingen. Olof ging mit seiner Säge zur Lichtung, an der Monster gestorben war. Von Monster war keine Spur mehr zu sehen. War Peter wiedergekommen, um ihn mitzunehmen? Hatten irgendwelche Tiere ihn mitgenommen? Olof wollte schnell weg von diesem Ort. Er machte sich daran, einen Baum zu fällen und zu zersägen. Plötzlich ertönte ein Knall. Olof guckte nach unten. Dann sackte er zusammen. Er musste mit der Säge gegen die Kugel gekommen sein, die Peter auf ihn abgefeuert hatte. Sie musste in der Rinde stecken geblieben sein. So endete Olofs Leben auf tragische Weise. Ein Leben, das nicht mehr lebenswert war. Und Peters Kugel traf doch noch ihr Ziel.

Name: Emel Chamdid
Alter: 12 Jahre
Schule: Rütli-Oberschule



Der einsame Holzhof

Lili ist sehr alt. Sie ist eine Frau.

Sie ist 34 Jahre alt.

Lili ist sehr schön.

Sie hat braune Haare und blaue Augen.

Einen dünnen Körper hat sie.

Sie ist eine große Frau.

Sie trägt einen rosa Rock mit Blumen.

Lili hat einen Pullover mit rosa Streifen und rosa Sandalen, blaue Ohrringe.

Sie arbeitet in einer Werkstatt, wo Holz bearbeitet wird. Sie kommt aus Russland.

Begründung der Jury:

Emel Chamdid gelingt mit "Der einsame Holzhof" eine zarte und verzauberte Interpretation von Jeff Walls Fotografie "Logs". Dem wuchtigen, düsteren, monochromatischen Bild stellt sie ein lichtes, buntes Kleinod gegenüber. Ein eigenwilliges Gedicht, auf den Punkt geschrieben, das großes Sprachgefühl und poetisches Gespür offenbart. Emel Chamdid greift den Aspekt der Verwitterung in Jeff Walls Bild auf und überträgt ihn in eine poetische Phantasie vom Alter, anrührend und komisch zugleich. Jedes sprachliche Bild sitzt und überrascht, nichts wirkt zufällig oder beliebig. Die Sprache ist dicht, der Rhythmus präzise. So entsteht eine heiter-melancholische Fata Morgana, in der sich die großformatige Vorlage spiegelt - und plötzlich ganz leicht wird. Wunderbar!

Mario Giordano, Mitglied der Jury

Name:	Nora Kubach
Alter:	16 Jahre

An einem dunklen Novembertag spaziert eine mittlerweile alte und zerbrechliche Frau durch den nassen Wald abseits eines kleinen, verlassenem Dörfleins im Süden Deutschlands.

Dies ist eine Geschichte von einer Frau namens Holga, die ihr Leben lang probierte, Anerkennung zu finden, die Geschichte einer Frau, die probierte, geliebt zu werden und die ihr Schicksal niemals vergessen machen kann.

Aufgewachsen in einem sehr ärmlichen Elternhaus, musste die damals 13-jährige Holga im Jahre 1924 ihr Zuhause verlassen, um Geld zu verdienen. Geld zum Überleben, denn der Winter würde bald kommen, und der Hunger nahte. Sie ging in die Stadt, wo sie in einer wohlhabenden Familie untergebracht wurde, um dort als Hausmädchen zu arbeiten. Schulze lautetet der Name der Familie, bei der sie den ganzen Tag lang schuftete. Es vergingen Tage, Wochen, Monate, ja sogar Jahre. Zwei ganze Jahre, als es ein großes Fest im Hause Schulze zu feiern gab. Der Geburtstag des Hausherrn wurde gefeiert, zahlreiche Gäste waren geladen. Holga stand den ganzen Abend in der Küche. Als fast alle Gäste gegangen waren und die Aufräumarbeiten ihren Lauf nahmen, stand plötzlich ein alter, betrunken, grauhaariger und dickbäuchiger Mann vor ihr. Er grinste Holga mit seiner riesigen Zahnlücke an, begann zu erröten, sie merkte, wie ihm der Schweiß die Stirn herunter lief, er presste seine Zähne auf seine dünnen Lippen und schubste das 15-jährige, hilflose Mädchen in die Speisekammer, welche er mit dem Schlüssel abschloss. Dann ging er mit seinen zittrigen Händen an seine schicke Anzugshose und holte sein erregtes Glied heraus. Daraufhin zog er Holga die Schürze vom Leib, riss ihre Bluse in zwei Hälften und zu guter Letzt auch noch ihren Rock. Und dann - dann drang er in das kleine Mädchen ein, stöhnte laut, ja er schrie sogar fast! Seine Hände begrabschten die Brüste Holgas. Nach einigen Minuten wurde sein Stöhnen leiser, er holte ein Taschentuch, wischte sich sein Sperma ab und machte sich auf den Weg nach Hause. Holga lag wie betäubt auf dem kalten Steinboden, die Beine überschlagen, zitternd am ganzen Körper. Mühevoll rappelte sie sich auf, zog die kaputten Kleider an und rannte zur Tür hinaus, sie wählte den Hinterausgang und rannte und rannte weit weg, ganz weit weg. Als es schon zu dämmern begann, lief sie immer noch, sie hörte ihre Schritte, ihren Atem und sonst nichts. Irgendwann kam sie zu Hause an, zu Hause bei Mama und Papa. Doch wer hätte ihr diese Geschichte schon geglaubt? Keiner, nicht einmal die eigenen Eltern, das gesamte Dorf bezeichnete die 15-jährige Holga als Hure, als ein Mädchen vom Strich. Und wie manchmal ein Schicksal auf das andere trifft, brachte sie neun Monate später ein Kind zur Welt. Einen kleinen Jungen, gesund und munter. Doch

unmöglich konnte sie dieses Kind behalten. So ging sie in den Wald, abseits des Dorfes und suchte eine Stelle aus, an der ihr Kind ganz in Ruhe einschlafen sollte. Sie durfte es nicht länger anschauen, ihr fiel dieser Abschied schon schwer genug. Als sie sich sicher war, ganz alleine zu sein, sang sie ein Lied. Sie sang dieses Gute-Nacht-Lied mit so viel Kraft, dass es fast göttlich klang. Als ihr kleiner Junge gleichmäßig, tief und ruhig atmete, nahm sie ihre zitternde Hand und hielt sie vor Mund und Nase des kleinen Säuglings. Nach kurzer Zeit war es ganz still, kein Atemzug war mehr wahrzunehmen. Sie grub eine kleine Grube, in die sie das friedlich aussehende Kind legte. Dann ging sie langsam zurück in das Dorf. Keiner fragte nach dem Kind, sie wurde nur verspottet, und der Spott nahm auch kein Ende, als Jahre vergangen waren. So strich das Leben von Holga dahin, bald lebte sie alleine in dem kleinen Haus ihrer verstorbenen Eltern, ihre Geschwister waren alle fort gegangen. Sie war einsam, sie hasste jene Blicke, jenes Getuschel über ihre Person. Jeden Morgen ging sie in den Wald und setzte sich auf eine Bank neben dem „Grab“ ihres Sohnes.

Auch an diesem dunklen Novembertag. Von dem Grab ist mittlerweile nichts mehr zu sehen, denn dort liegen heute abgesägte Baumstämme. Holga richtet ihren Blick auf diese, sie zählt ihre Lebensringe, alle durften länger leben als ihr Sohn. Auf diesen Baumstämmen liegt ein kleines Steinkreuz. Es soll als Andenken für das gelten, was tief unter den Baumstämmen liegt, es soll als Andenken gelten, für den Mord an einem Säugling und es soll als Andenken gelten für eine Frau, die ihr Kind so sehr geliebt hat, dass kein Tag vergeht, ohne den Schmerz zu vergessen, den sie sich selber antun musste um überleben zu können. Sie liebte das Kind, dass sie nicht hätte lieben dürfen, das Kind, dass sie zunächst nicht als ihr Kind anerkennen wollte. Das Kreuz stammt von Holga.

Name:	Maria Lietz
Alter:	15 Jahre
Schule:	Sophie-Charlotte-Gymnasium

Die Seife

„Tu es, es lohnt sich doch. Denk mal nach: 15 Millionen! Das können wir uns nicht entgehen lassen.“ Das hatte seine Frau ihm immer gesagt. Nein, sein Onkel war keiner von der Sorte gewesen, der sich Gedanken darüber machen muss, wovon er seine Kinder ernähren wird. Aber trotzdem hatte Peter den Alten gern gehabt. „Ich kann warten. Ich bleibe doch Erbe, das Geld läuft uns schon nicht davon.“ Das hatte er seiner Frau immer gesagt. Ihm wurde bange bei dem Gedanken, dem Onkel etwas anzutun. Jemanden umbringen?! Das stand Peter nicht, fand auch er selbst.

Und dann hatte er es doch getan, und dabei nicht einmal einem Plan folgend wie sonst sein ganzes Leben lang immer. Nun hatte er einmal etwas Dynamisches, Flexibles vollbracht! Schließlich wollte er seinen Colt benutzen, hatte aber letztendlich zu diesem massiven, gusseisernen Kerzenständer, der ihm übrigens sowieso lange gefallen hatte, gegriffen.

Zwölf Schläge auf den Hinterkopf.

Er schloss die Tür zu seiner 1 1/2-Zimmer Wohnung auf. Es war stockdunkel. Mit Rechnungen seit vier Monaten im Rückstand. Was soll es? Erst als er die Kerze anzündete, merkte er etwas: Das Blut, dick und klebrig. Seine Hände waren überströmt davon. Die neue Hose auch, und Peter besann sich. Was hatte er getan? Warum? Hatte er gerade ein Leben, eine Existenz, ein Dasein einfach ausgelöscht? Mit welchem Recht? Mit der Kerze in den zittrigen Händen lief er ins Badezimmer und stellte sie auf der Spüle ab. Er begann, seine Hände zu waschen. Und er wusch sie und wusch sie. Immer weiter. Nina betrat den Raum. „Schatz, ich wusste gar nicht, dass du schon da bist. Was tust du denn da?“ Ihre Augen weiteten sich. „Du hast also ...“ Er reagierte nicht. Wusch immer weiter. Seine Hände waren rot, wund und rot. Sie stellte ihm Fragen, hoffte vergeblich auf Antworten. Plötzlich drehte er seine Augen zu ihr um. Sein Blick war leer und starr zugleich. Und dann wusch er weiter, und weiter, und weiter.

Name:	Sabrin Mohamad
Alter:	14 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Ein einsamer Friedhof

Auf dem Friedhof steht Bauer Franz da.

Er ist ca.50 Jahre alt und ist groß, hat schwarz-graue Haare, trägt Bauernsachen, die sehr schmutzig sind, und einen Hut. Bauer Franz züchtet Tiere wie zum Beispiel Kühe, Schweine und Schafe. Franz geht zu seinem Holzlager. Er bringt altes Holz dahin, wo es verbrannt wird oder Papier daraus gemacht wird. Aus altem Holz kann man auch gute Gegenstände machen, wie auch zum Beispiel Tische und Stühle.

Name:	Daniel-Alexander Schneider
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Carl Zeiss der Holzfäller

Er hatte Brennholz eingelagert und vor dem Kamin gesessen, um sich zu wärmen. Am Morgen des nächsten Tages ging er wieder Holz hacken. Dabei verletzte er sich an einem Bein und humpelte nach Hause. Zu Hause legte er sich einen Verband an und setzte sich vor seinen Kamin. Ein paar Tage später konnte er wieder arbeiten. „In ein paar Tagen wird ein Bogenschießwettbewerb sein,“ sagte ein Freund von ihm. Er musste noch sehr viel Holz hacken bis zu dem Tag. Er gewann den Wettbewerb, erhielt 100 Euro und wurde dadurch in seinem Dorf bekannt. Eine Frau verliebte sich in ihn, er liebte sie auch. Jetzt haben sie geheiratet und leben glücklich bis zu ihrem Ende zusammen.

Name:	Claire Stellmacher
Alter:	14 Jahre
Schule:	Georg-Herwegh-Oberschule

Lebendige Geschichte

Vor vielen Jahren, als wir noch Sprösslinge waren, sahen uns die Menschen an und erzählten ihren Nachkommen, dass wir eines Tages große starke Bäume wären mit einem geradezu undurchdringlichem Geäst, weit verzweigtem Wurzelwerk, einem breiten Stamm zum Anlehnen und Erholen, und Einkerbungen von Leuten, die sich in uns verewigen wollten, zum Festhalten schöner Erinnerungen. Die Jahre vergingen und die Zukunft traf ein. Dutzende erster Küsse, Hochzeiten aber auch Todesfälle haben wir bezeugen können und dem, der uns immer treu war, haben wir mit der rauschenden Musik unseres Blattwerks gefesselt und Trost gespendet. Wir verkörpern das Leben mit seiner unendlichen Güte, den Trost, wenn man ihn am meisten braucht, Schutz, den jeder einmal benötigt, Treue, von der man nie zu viel zeigen kann. Jeder von uns hat eine Geschichte, ihr seht sie an unserer Rinde, an unseren Ästen, am fallenden Laub. Ihr müsst euch nur Zeit nehmen, aufmerksam lauschen und euch bemühen, sie zu hören.

Doch wer uns jetzt so sieht, sieht nur noch ein trostloses Bild. Ein Bild, das keine Hoffnung ausstrahlt und keinerlei Wärme. Unsere einstigen Klänge sind verstummt. Der letzte Ton fiel mit der rasselnden Kettensäge, die erbarmungslos wütete und keine Vergangenheit verschonte. Zwischen kahlen, kalten, trostlosen Steinmauern werden wir gelagert, als wären wir etwas, worüber man froh ist, es los zu werden. Nur wenige der Menschen, die uns einst so schätzten und liebten, uns säten und ehrten, verlieren hier und da eine kleine einzelne Träne, die dieses Unrecht und den Schmerz zum Ausdruck bringt, den wir verspüren, bei dem Gedanken an eine Erinnerung, die schon längst verjährt ist, fast vergessen und doch noch da, aber mit uns starb. Unsere Zukunft ist unbestimmt, doch sie wird nicht viel besser sein als jetzt. Entweder endet unsere Leidensgeschichte in der Kanalisation, als benutztes Klopapier achtlos den Abfluss runtergespült. Vielleicht verarbeitet man uns zu teurem Mobiliar, vielleicht werden wir zu Feuerholz verarbeitet und in einem Kamin verheizt, um für kurze Zeit den Menschen Wärme zu spenden. Oder, wenn wir aus unserer Sicht so genanntes Glück haben, geht unser Weg als Tierstreu weiter, welches, wenn es dann erst einmal benutzt wurde, sorgsam auf dem Kompost entsorgt wird und so die Chance hat, einen neuen Weg anzutreten. Auf diesem natürlichem Weg kann man einem neuen Keim helfen, seinen Weg zu finden und fortzuführen, um einer neuen Generation zur Seite zu stehen, Trost zu spenden, Schutz und noch viel mehr Dienste zu leisten, die uns wohl nie gedankt werden. Unsere Vergangenheit war löblich. Unsere Zukunft auch?

Name:	Lisa Weng
Alter:	13 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Jaulende Wölfe waren dicht hinter ihm, das spürte er ganz genau. Sie hätten ihn um Haaresbreite ergriffen, doch der Nebel, der ihn plötzlich umhüllte, ließ das Hecheln hinter ihm verstummen.

Ein gefälltter Baumstamm ließ ihn auf alle Vieren fallen. Plötzlich fiel ihm ein Kreuz, von Menschenhand aus Stein gehauen, ins Auge. Zitternd vor Kälte streckte er seine rechte Hand aus und berührte die Mitte des Kreuzes. Wie aus dem Nichts kam ein dröhnend lautes Geräusch. Schnell rappelte er sich auf; er verengte seine Augen zu Schlitzen – vor ihm erstreckte sich ein gigantischer Wasserfall, der von wild wuchernden Teichpflanzen beinahe ganz versteckt wurde und nur so rauschte und sprudelte. Das kristallklare Wasser war so unwiderstehlich, so dass ihn die große Lust übermannte, in den Teich hinein zu steigen. Das Wasser war warm und reichte ihm bis zur Brust. Der Wasserfall zog wie eine durchsichtige Gardine auf und ließ ihn hindurch schreiten; ihn blendete ein grelles goldenes Licht, und er verschwand hinter der sich wieder zuziehenden Gardine.

Eine Neonka, kaum größer als ein Daumen, saß Beine baumelnd auf einem Schilfblatt. Aus ihrem zierlichen Körper und an den Gelenken traten glitzernde Libellenflügel hervor. Zwischen ihren spindeldünnen langen Fingern und Zehen, die mit Krallen versehen waren, spannte sich eine Art Schwimmhaut. Das Neonmädchen flocht ein Körbchen aus langen Grashalmen, wobei sie den Himmel am Horizont beobachtete, der in rosa und violetter Farbe mit goldenen Streifen überzogen, schimmerte. Der Wind trug ein leises Tuscheln heran. Sie schreckte ein wenig auf und ließ ihr halbfertiges Körbchen ins Teichwasser fallen, woraufhin sie entsetzt um sich schaute, bis sie einen dunklen Schatten an der Hütte sah, die nicht weit entfernt von ihrem Teich stand. Zunächst scherte sie sich nicht darum, doch nach einem kurzen Moment spreizte sie ihre Flügel und flog auf die Hütte zu. Da war wieder dieses Tuscheln. Ihr Blick fiel auf die vermoderten übereinander gestapelten Baumstämme, die eifrig weiter flüsterten: „...und ich stand früher mal in dieser Hütte als Weihnachtsbaum, jedoch sollte mein Leben als Brennholz...“ - „Heule nicht wieder“, drängte sich ein hagerer Baumstamm dazwischen, „Ich musste in alten Zeiten mit heißer Lava kämpfen, als der Vulkan ausgebrochen war, und kurz danach siedelten sich tausende Borkenkäfer in meinem Körper an, das war so was von widerlich!“ - „Ach, eine Runde Mitleid“, brummte ein sehr dicker Baumstamm, „Wieso hast du sie nicht alle mit deinem üblen Mundgeruch verscheucht?“ - „Und ich, und ich war der erste Baum der von vielen Neons behaust wurde, ach ja und mein Opa war auf dem Mond!“, schwindelte der kleinste von allen. Sofort

brachen die Baumstämme in großes Gelächter aus. Doch ohne das Mädchen auch weiter eines Blickes zu würdigen, begann ein alter Baumstamm zu flüstern: „Nun mal zurück zum Boden der Tatsachen, der ganze Sternenwald redet schon davon - ein Menschengeschöpf lauert herum!“ In dieser Nacht geschah etwas, wovon sie sich am meisten graute. Das Lebewesen erschien am Teich und schöpfte Wasser zu seinem Mund. Seine Haare kräuselten sich im Wind; noch nie hatte sie etwas Schöneres gesehen. Das plötzliche Gefühl, ihm helfen zu müssen, ermutigte sie. Als sie aus dem Nest trat, zuckte der Junge zusammen „Habe keine Angst, ich bin Veilchen und ich möchte dir helfen.“ Sie erklärte ihm, dass ein Geschöpf, das nicht in ihre Welt gehörte, zum Tag des nächsten vollen Mondes zur Zwischenwelt der Menschen und Neons befördert wird. Man erzählte sich die blutrünstigsten Geschichten über die Zwischenwelt. Doch wie Alan zurückkehren könnte, wussten sie genauso wenig, wie die restlichen Neonbewohner, die sie am nächsten Tag befragten. „Wir könnten die Baumstämme um Hilfe bitten,“ schlug er am Tag des Vollmondes vor und deutete auf die Hütte. „Das, wonach ihr sucht, steht auf dem Kreuz geschrieben. Junge, du stehst da drauf,“ krächzte der alte Baumstamm, bevor sie den Mund aufmachen konnten. Sofort trat er einen Schritt zurück:

Zum Tage des Abschieds, Vier pflücken die Sterne, sie bilden einen Neonkreis, Menschenwesen aber lerne, es darf nicht scheitern, sonst gebe dein Leben preis. Es wurde allmählich dunkler; in Alan war das letzte Fünkchen Hoffnung schon längst erloschen. Als es um ihn herum hell leuchtete, schaute er auf: Das ganze Neonvolk sammelte sich um ihn. Sie hielten bläulich schimmernde Sterne, die vom Wasserfall gepflückt worden waren, in den Händen. „Die Chance heimzukehren, ist größer, wenn viele von uns dir helfen. Du hast drei Neonmädchen das Leben gerettet,“ sagte die Anführerin entschlossen. Er blickte kurz in die Richtung von Ringelblume (sie schaute schnell woanders hin). Schließlich berührte er das Kreuz; diesmal tauchte er in blaues Licht unter. Ehe er sich bedanken konnte, kniete er schon vor dem Baumstamm, über den er gestolpert war. Neben dem Kreuz wiegte ein Veilchen sich im Wind.

Night



Night, 2001
Silbergelatineabzug, 239 x 301,5 cm
Exemplar 2/2
Sammlung Olbricht

Name:	Maxime Amberger
Alter:	14 Jahre
Schule:	Nelson Mandela International School, Berlin

Mein Freund Djamal

Ich kann mich noch daran erinnern, wie das schwarze Auto unsere ungepflasterte Straße entlangfuhr. Es fuhr langsam, so als ob jemand Interesse an unserem lausigen Schicksal haben könnte. Unsere Augen lagen tief in unseren Schädeln; wir hatten bereits vergessen, dass es so etwas wie Farbe gab. Unsere Haut hatte die eisige Berührung des Winters, die heiße Zunge des Sommers lange nicht mehr gespürt. Ich saß am Straßenrand und starrte das Auto an, das weiß Gott nicht hierhin gehörte. Keiner von uns besaß ein Fahrrad, geschweige denn ein Auto; wir hatten kaum genug, um uns satt zu essen, und für diejenigen, die nicht einmal mehr dafür genug hatten, gab es noch die Mülltonnen. Aber dieses Reiche-Leute-Auto fuhr nun unsere Straße entlang und beobachtete uns. Als es an mir und meinem Freund Djamal vorbeifuhr, wurde es noch langsamer. Mein Herz hörte auf zu schlagen; ich weiß nicht, warum. Sekunden dehnten sich aus zu Stunden während wir die getönten Scheiben anstarrten, nichts ahnend, ohne das Gesicht zu sehen, das uns fixierte. Dann raste das Auto auf einmal davon und Stille kehrte in unsere Straße zurück. Bald vergaßen wir den Lärm des Autos, das unser Leben in Kürze verändern sollte. Ich muss zugeben: wir hatten vergessen, wie man lebt. Vielleicht fragen Sie sich, wie dies möglich ist: Nicht zu wissen, wie man lebt. Oder vielleicht laufen auch Sie hastig vorbei, wie alle anderen, in der Hoffnung, so einen Anblick wie unseren nicht bald wieder sehen zu müssen, diese Körper, die leben, deren Seelen aber längst entschwunden sind. Ein glückliches Kind war ich wohl nie. Ich weiß noch, wie mein Papa mich geschlagen hat, auch meine Mama, wenn er zu blau war. Ich habe ziemlich viel Elend in meinem Leben gesehen, nach einer Weile hört man auf, das Glück zu suchen, die Liebe zu suchen. Man ignoriert die Schreie deren, die hinter geschlossenen Türen geschlagen werden; man läuft an Leichen vorbei, die in das schmutzige Wasser des Flusses geworfen wurden. In jener Nacht schlief ich auf der Straße neben Djamal. Er war wie ein Bruder; er kämpfte noch dagegen, seine Seele zu verlieren, er glaubte noch an das Gute in Menschen, auch wenn er es nie zu spüren bekam. Ich weiß noch, wie ich von dem Auto träumte, das wir an jenem Nachmittag sahen. Plötzlich schüttelte mich Djamal wach, er schrie irgendetwas, und als sich meine glasigen Augen öffneten und mich meine unruhigen Träume losließen sah ich Djamal, wie seine große, magere Gestalt in der tiefen Dunkelheit der Nacht stand. Er schaute die Straße hinunter. Dann hörte ich es, ein Geräusch, das mich für immer heimsuchen sollte. Als das Auto an uns

vorbeifuhr setzte ich mich auf. Das Fenster öffnete sich nur einige Zentimeter, aber das genügte, um die Öffnung der Waffe zu sehen, die auf Djamal gerichtet war. Ich stellte mir vor, seinen letzten Herzschlag zu hören als die Kugel seinen Körper durchbohrte; ich stellte mir vor, wie sein Herz für immer verstummte. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich zu Djamal eilte, aber plötzlich lag sein Körper in meinen Armen. Er schaute mich an, stammelte unverständliche Wörter, und dann sah ich, wie er aufgab. Das Licht, das immer in seinen Augen funkelte, erlosch. Ich umklammerte ihn und weinte auf seiner noch warmen Schulter. Langsam kamen Menschen aus ihren provisorischen Hütten aus Wellblech und Unrat hervor; sie standen da und starrten. Einer kam zu mir und legte seine Hand auf meinen Rücken. „Früher oder später sterben wir alle,“ flüsterte er mir zu. Ich wünschte mir, er wäre später gestorben, hätte mich nicht so alleine gelassen. Nach einer Weile kroch die Sonne über den Horizont hervor, sie schien auf die rote Pfütze von Djamals Blut. Ich richtete mich auf. Es dauerte eine Ewigkeit, Djamal zum Fluss zu tragen. Ich atmete tief ein, blickte ihn noch einmal an – Djamal, mein Bruder – und warf seinen leblosen Körper in den Strom. Warum konnte ich ihn nicht behalten; ich hätte ihn gerne im Friedhof begraben lassen, aber dafür hatte ich kein Geld. Ich wünschte mir, ich könnte sein Bett der Ewigkeit besuchen, jeden Tag, seinen Namen in Stein hauen, damit sich alle an ihn erinnern würden. Ich habe versagt; vergib mir, mein Freund.

Name:	Shain Amedi
Alter:	14 Jahre
Schule:	Max-Eyth-Oberschule

Vergangenheit und Zukunft

Ich mache meine Augen auf, doch trotzdem kann ich nichts erkennen, es ist dunkel. Mir kommt es so vor, als würde mich die Dunkelheit verschlingen, mich in die Enge treiben, so dass ich fast keine Luft mehr bekomme. Ich fühle mich eingeeengt und verlassen, allein- und zurückgelassen. In dieser dichten Dunkelheit habe ich das Gefühl beobachtet zu werden. Mein Herz schlägt so schnell, dass meine Rippen vibrieren. Vor Angst mache ich meine Augen zu, um in eine andere Welt zu gelangen, eine Welt namens Zukunft.

Ich kann eine Frau erkennen, wie sie ihren zart riechenden Rosenduft auf ihre samtweiche Porzellanhaut aufträgt, wie sie in ein rotes, seidenes Gewand gekleidet ist. Das Zimmer, in dem ich stehe, ist sehr groß, man kann sagen, dass es schon ein großer Saal ist, der Boden aus Marmor, die Wände mit Marmor bedeckt und an der Decke ist ein großer Kronleuchter, der bestimmt aus Kristall sein muss. Mein Herz füllt sich mit Liebe, Freude, Leidenschaft. Als wäre es mein eigenes Zimmer und meine Mutter. Ich höre sie jemanden rufen. Später bemerke ich, dass sie mich meint und antworte ihr mit einem rauhen, schwer heraus zu bringenden JA. Sie sagt mit zarter Stimme, dass ich ihr ihre Tasche geben soll. Ich bin langsam ein bisschen zu langsam, ich wünschte mir von ganzem Herzen, dass mein Leben wirklich so wäre. Plötzlich wird alles dunkel um mich herum, ich merke wie das Etwas, das mich in diesem dunkeln Raum beobachtet hat, näher kommt. Ich reiße panisch meine Augen auf und ziehe meine Beine zu mir. Ich bin in derselben Dunkelheit wie vorhin, die versucht, mich zu verschlingen. Ich habe Angst, einfach nur Angst, von der Dunkelheit zerdrückt zu werden. Ich merke, wie sich meine Rippen zusammenpressen und mein Herz immer schneller klopft und immer wieder auf Widerstand stößt. Ich mache mich ganz klein, so dass sich mein Körper auf einen kleinen Fleck zusammenzieht. Als ich das Gefühl habe, dem Tod näher zu sein als die Dunkelheit, die mich umgibt, presse ich meine Augen krampfhaft zu und sage dabei, dass ich weiter leben möchte, einfach nur weiter leben. Ich möchte mich an die Vergangenheit erinnern, an meine Vergangenheit, doch nichts fällt mir ein, gar nichts. Ich habe es aufgegeben, ich bin mir sicher, dass ich sterben muss. Der Tod holt mich ein. Auf einmal geht eine Tür auf, jemand steht da, ich kann nichts erkennen, denn meine Augen tun noch immer weh von dem krampfhaften Zusammenpressen. Ich höre eine liebliche Stimme, die etwas sagt, ich selber kann kaum was verstehen, weil ich so in Gedanken versunken gewesen bin. Ich denke mir, ich bin tot und die Engel wollen mich jetzt

zu sich bringen. Doch langsam kann ich klarer sehen, weil die Schmerzen meine Augen nicht mehr so belasten.

Ich kann eine Frau erkennen, eine wunderschöne Frau mit langen goldbraunen Haaren, die hinten zu einem geflochtenen Zopf geflochten sind. Ich bewundere sie. Sie kommt näher und näher, plötzlich kann ich verstehen, was sie sagte: „Schatz was ist los? Komm schon, du musst dich für die Schule fertig machen!“

Sie macht das Licht an, ich bin am Ende meines großen Bettes zu einer kleinen Schnecke gerollt. Ich befreie mich aus dieser krampfhaften Stellung und muss lachen.

Sie starrt mich an, als hätte sie mich noch nie lachen sehen, sie muss mitlachen. Ich stand auf, renne zum Garten in meinem kurzen Nachthemd. Ich bade mich in der Sonne. Sie gibt mir Freiheit und das Gefühl von Liebe und Geborgenheit. Ich springe fröhlich und munter durch den Matsch, in den ich versinke, denn wie es scheint, hat es gestern Nacht geregnet, doch das bringt mich nicht aus dieser fröhlichen Stimmung.

Und jetzt weiß ich auch, dass ich zuhause bin, und dass die Frau, die mir heute früh die Augen geöffnet hat, meine Mutter ist. Sie kommt raus und fragt mich erstaunt: „Was ist denn in dich gefahren?“ Ich antworte ihr mit einer fröhlichen Kreischen, das sich wie ein Kleinkind anhörte: „Ich weiß es nicht, ich bin einfach nur glücklich!!!“ Sie grinst fröhlich und sagt noch lieb: „Aber du weißt, dass der Schulbus bald kommt, also beeile dich!!“ Sie geht wieder rein. Sie will ernst klingen, doch das kann sie nicht, sie ist selber auch glücklich.

Ich folgte ihr mit einem großen Lächeln auf dem Gesicht, bis ich wieder mein Zimmer betrete und erst jetzt merke, dass ich den schönen Marmorboden mit dem Schlamm aus dem Garten beschmutzt habe. Das macht mir nichts aus, ich muss wieder grinsen. Es ist nicht mehr zu kontrollieren, die fröhliche Stimmung in mir bricht einfach aus.

Ich sitze jetzt im Schulbus, und jetzt weiß ich ganz genau dass ich in der Zukunft bin.

Name:	Lawrence Benson
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Night

Die 33-jährige Lisa Siwak ist seit vier Jahren obdachlos. Es ist Mitternacht und Lisa kann nicht schlafen. Doch 10 Stunden zuvor dachte sie nicht ans Schlafen, sondern ans Essen. Sie hat kein Geld, darum muss sie wie jeden Tag betteln, um zu überleben. Heute hat sie sich entschieden, vor einem Bäcker zu betteln. Nach zwei Stunden hat sie 1,50 \$ eingenommen. Davon kauft sie sich erstmal ein Brötchen für 20ct, mehr nicht. Doch sie hat nicht nur Hunger, sondern auch Durst. Von den übrigen 1,30 \$ kauft sie bei einem Supermarkt nebenan eine 1-Literflasche Wasser. Jetzt, wo ihr Hunger und ihr Durst gestillt sind, bettelt sie weiter, das fällt ihr aber nicht immer so leicht, denn sie bekommt oft schiefe Blicke, manche Jugendliche lachen sie auch mal aus.

Plötzlich setzt sich ein anderer Obdachloser neben sie, denn genau wie Lisa ist der Mann einsam. Er stellt sich als Shawn Michaels vor. Shawn fragt Lisa, ob sie Hunger oder Durst habe, das hat sie aber nicht, denn sie hat gerade erst ihre Mahlzeit zu sich genommen, also antwortet sie mit „Nein.“ Er erzählt ihr, warum er sie einladen wollte: „Ich bettelte gerade, als ein Mann kam und mir einen 100\$-Schein in meinen Hut warf und mir riet, es nicht alles auf einmal auszugeben. Darum wollte ich mir etwas Warmes zu essen kaufen, doch da sah ich, wie Sie einsam vor dem Bäcker saßen, und darum wollte ich sie einladen. Aber Sie haben ja grade gegessen.“ Dann geht er und ruft noch: „Bin gleich wieder da!“ Als er dann zurückkommt, betteln sie noch etwa drei Stunden weiter. Schließlich gehen sie zu Lisas Schlafplatz, der sich in einem ausgetrockneten Kanal befindet. Dabei erzählt Shawn ihr, wie er obdachlos geworden ist: „Als ich 14 war, wurde ich alkoholabhängig und habe mit 15 angefangen zu rauchen. Dann habe ich angefangen, die Schule zu schwänzen. Das brachte das Fass zum Überlaufen und mein Stiefvater hat mich raus geworfen. Jetzt lebe ich seit sieben Jahren auf der Straße.“ „Hasst du deinen Stiefvater noch?“ fragt Lisa. „Ja! Ich habe den Kontakt zu meiner Familie abgebrochen. Warum lebst du auf der Straße?“ „Also, es fing so an: Ich arbeitete bei einem großen Supermarkt. Dann habe ich etwas mitgehen lassen, wurde erwischt und gefeuert. Ohne Einnahmequelle bin ich in Schulden versunken, habe meine Wohnung verloren, und seitdem lebe ich auf der Straße. Weil ich mich geschämt habe, brach ich den Kontakt zur Familie auch ab.“ An dem Tag unterhalten Shawn und Lisa sich noch lange über ihr Leben und beschließen, in Zukunft zusammen zu bleiben.

Name:	Jenny Börger
Alter:	15 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Und da war er wieder, dieser Ton. Obwohl ich oft unter dieser Brücke schlafe, denn ich bin obdachlos, habe ich ihn gestern das erste Mal vernommen. Es war aber auch kein Ton, sondern mehr ein Wimmern. Mein Freund John hatte es auch gehört, denn er war aufgewacht. Als ich ihn fragte, ob wir dem Geräusch nachgehen wollen, sagte er, dass er lieber schlafen wolle. Mich hatte es aber neugierig gemacht. Ich wartete, bis es wieder ertönte und ging in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Ich war mir fast sicher, es kam aus dem Gebüsch hinter der großen Pfütze. Vorsichtig balancierte ich auf einer kleinen Mauer, um mir nicht nasse Füße zu holen. Als ich die Stelle erreichte, wimmerte es wieder, aber diesmal war es ganz nah. Es war Winter und stockduster, man konnte kaum etwas sehen. Die einzige Lichtquelle, mein Feuerzeug, nutzte nicht viel. Ich musste mich ganz auf mein Gehör verlassen. Plötzlich sah ich es, da lag etwas verborgen, es war kaum sichtbar. Ein kleiner schwarzer abgemagerter Hund hatte sich in einer Rolle aus rostigem Stacheldraht verheddert. Der Draht hatte sich tief in sein Bein geschnitten und ihm eine tiefe, blutende Wunde zugefügt. Sicherlich lag er schon länger dort, denn er war sehr schwach und abgemagert. Er tat mir schrecklich leid und ich beschloss sofort, ihm zu helfen. Ich würde ihn mitnehmen und gesund pflegen.

Eingewickelt in meinen Mantel trug ich ihn zu meinem Schlafplatz. John, den ich ohne weiteres als Freund bezeichnen würde, lehnte meine Idee, den Hund zu behalten, spontan ab. „Lass den Köter doch da liegen. Einen Hund durchfüttern, wo wir selbst nicht mal wissen, wie wir satt werden sollen!! Langsam habe ich die Nase voll von deinen verrückten Ideen. Vielleicht wäre es besser, sich ohne dich durchs Leben zu schlagen. Mit Sicherheit wäre es weniger stressig.“ Ich kannte John schon lange, und genau so lange gewöhnte ich mich an seine Wutausbrüche. Je mehr Alkohol er tagsüber hatte aufreiben können, desto schlimmer waren sie.

In dem Moment wachte unser Kumpel Sam von Johns Geschrei auf. Er hatte die ganze Zeit neben uns gependt. Als er den Hund sah, wollte er wissen, was los ist. Ich erzählte ihm, wie ich den Hund gerettet hatte und dass ich im Moment nicht weiter wisse, denn der Hund müsse unbedingt behandelt werden und bräuchte Futter. Jetzt rechnete ich mit heftigen Vorwürfen, aber weit gefehlt. Sam war meiner Meinung und befürchtete nicht, im

Gegensatz zu John, dass er durch den Hund ein noch elenderes Leben würde führen müssen.

Er erzählte mir, dass er einen Kumpel habe, der ab und zu für ein paar Dollar bei einem Tierarzt im Garten arbeite. Sam würde mit mir morgen zu ihm gehen und ihm die Geschichte erzählen. Er meinte: „Der schuldet mir so und so noch etwas. Ich werde ihm vorschlagen, dass ich seinen Job für eine Zeit übernehme und der Arzt dafür den Hund behandelt.“

Da war ich schon etwas beruhigt, denn ich machte mir große Sorgen, ob der Hund es schafft. Ich hatte zum Glück noch etwas zu essen und Wasser. Damit fütterte ich den Hund und gab ihm den Namen Lucky. Von der ganzen Sache waren wir sehr erschöpft und schliefen ein.

Name:	Alexandrine Bouvry
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Der Stuhl

Ein dunkler Gegenstand lag unbeachtet am Ufer des Michigansees in Kanada. Es war ein Stuhl. Ein kaputter Stuhl, den niemand beachtete. Er war sehr traurig, da sein Besitzer wegen eines Wutanfalls mit einem Messer den Stoff seiner Stuhllehne zerschlitzt hatte, so dass er nicht mehr zu gebrauchen war und man ihn einfach weggeschmissen hatte. Nun stand er traurig und allein am Ufer und langweilte sich. Bis eines Nachts sich eine Gestalt näherte, der Stuhl bekam Angst - vielleicht wollte man ihn ja jetzt komplett auseinander nehmen.

Die Gestalt kam näher. Sie hatte in der Hand etwas, das einem Messer sehr ähnlich sah und hätte der Stuhl einen Mund gehabt, er hätte jetzt so laut geschrien wie er nur gekonnt hätte. Plötzlich kam ein heller Lichtschein aus dem Messer, doch es war kein Messer sondern eine alte, schwache Taschenlampe mit Wackelkontakt. Jetzt konnte man auch die Gestalt sehr gut erkennen, es war eine Frau in dreckiger Kleidung. Sie lebte weiter unten am Ufer in ihrem kleinen Lager, welches er noch nie gesehen hatte, weil es auf der anderen Seite des Sees stand. Doch jetzt sah er es, weil die Frau ihn zu ihrem Schlafplatz trug.

Das Lager war sehr bescheiden. Es bestand nur aus einer Decke und anderen kaputten Gegenständen. Die obdachlose Frau nahm die Decke, riss Fetzen aus ihr und nähte sie an den Stuhl, welcher überall ein Pieksen der rostigen Nähnadel spürte.

Ein paar Minuten später fühlte er die Stiche der Nadel nicht mehr, sondern er spürte nun einen merkwürdig, ungewohnten Druck auf sich. Die Frau hatte sich auf den dreckigen Stuhl gesetzt und sie sah sehr zufrieden aus mit ihrem neuen, gemütlichen Möbelstück.

Nach so langer Zeit hatte man den Stuhl endlich repariert und in den Haushalt aufgenommen.

Und so lebte der Stuhl glücklich und zufrieden bis ans Ende seiner Tage.

Name: Helene Bukowski
Alter: 14 Jahre
Schule: John-Lennon-Gymnasium



Night

Es war die Nacht, in der man die Sterne zählen konnte. Die Stadt hatte sich zurückgezogen um sich ganz der Dunkelheit hinzugeben. Ohne grelle Leuchtreklamen. Ohne unbarmherzige Scheinwerfer. Ohne Straßenbeleuchtung. Alles verharrte, den Kopf in den Nacken gelegt und bewunderte das Himmelszelt. Nur die Alte hatte die Augen gesenkt. Ihren ausgemergelten Körper in die rot karierte Decke gewickelt und die faltigen Hände im Fell ihres Kötters vergraben. Ganz still saß sie da, während ihr Atem weiß mit der Nacht verschmolz. Nicht weit von ihrem Nachtplatz, noch immer auf dem rauen Asphalt des leeren Parkplatzes, hatte sich mit den Tagen und Wochen Regenwasser gesammelt und eine weitläufige Pfütze gebildet. Ein Teich, dessen Schwärze eine endlose Tiefe vortäuschte. Ihre alten Augen waren auf diese unbewegte Oberfläche gerichtet, auf der sich jetzt die ganze Nacht spiegelte. Der Alten reichte dieses Bild der schlafenden Stadt. Neben ihr atmeten die beiden anderen gleichmäßig unter dem Berg an Decken, unter denen nicht einmal ihre bunten Haare hervorschauten. Sie kannte die beiden nicht. War nur mit ihnen zusammen auf den Platz gestoßen und hatte nichts dagegen gehabt, gemeinsam eine Nacht zu verbringen. An kalten Tagen war es besser, wenn man zusammenhielt. Und sie war sowieso nicht gerne allein. Deswegen auch der Hund. Auch wenn sie es nicht gerne zugab.

Sie lebte schon zu lange zwischen Müll und Pappkartons, da ließ sich das Leben nicht mehr schnell ändern. Und irgendwann war ihr aufgefallen, dass sie es liebte. Liebte jeden Tag neu, den Kampf um einen Schlafplatz auszutragen. Liebte mit der Straße zu verschmelzen. Liebte nicht zu wissen was der Tag mit sich brachte. Doch sie war so alt. So alt. Was brachte ihr das Zählen von Jahren.

Und plötzlich wusste sie es. Und dann legte sie doch den Kopf in den Nacken, schaute hinauf in die Endlosigkeit. Genoss die Stille. Genoss den Frieden der Nacht. Ließ das Sternenlicht auf ihren Wangen tanzen und sich von der klaren Dunkelheit liebkosen. Heute würde sie gehen. Und sie tat es. Nicht wie sonst, wenn sie sich gegen alles und jeden sträubte der sie zu etwas zwang, sondern ohne jegliche Rebellion. Streckte sie einfach die Hände aus und ging. Sie wusste, dass es diesmal der richtige Weg war. Vorsichtig machte sie einen Schritt vor den anderen. Gehüllt in die Nacht. In ewiger Dunkelheit, die keine Dunkelheit war, verschmolz sie zur Ewigkeit.

Am Morgen fand man sie. Die Hände noch immer im Fell des Kötters vergraben, auch wenn er ihr jetzt keine Wärme mehr geben konnte. Die beiden schauten mit großen Augen auf ihren Körper. Sie wussten, was die anderen nicht wussten. Das Lächeln verriet sie. Da war die Nacht in ihren Mundwinkeln. Sonst war sie leblos, während sich die Ewigkeit im Tag verlor.

Begründung der Jury:

Ein Text, der sich geschmeidig bewegt zwischen Wirklichkeit und Dichtung, dessen erzählerischer Tonfall realistisch und lyrisch zugleich ist. Da geht es um Leuchtreklamen, um eine rotkarierte Decke, um rauhen Asphalt, aber auch um die Sterne und die Dunkelheit, in der sich etwas Endloses, Ewiges andeutet. Sich an dem Alltag einer alten Stadtstreicherin entlang tastend, lässt die Autorin das anklingen, was jenseits aller gewöhnlicher Details unserer gewöhnlicher Leben liegt. Jenes Größere, wovon man Genaueres nicht weiß oder nur schwer sagen kann und das dennoch spürbar ist, uns anzieht und bewegt.

Für eine Geschichte von eigenwilliger, bezwingender Magie, die von literarischer Imaginationskraft und schriftstellerischem Handwerk zeugt, sprechen wir den 1. Preis des Schreibwettbewerbs einer Schülerin der 9. Klasse des John Lennon Gymnasiums zu: Helen Bukowski.

Elisabeth Ruge, Mitglied der Jury

Name:	Annika Feyerabend
Alter:	15 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Night

Es ist dunkel. Um mich herum ist alles dunkel. Irgendwo hier unter dieser Brücke sind noch andere, ich bin nicht allein. Nicht wirklich. Ich richte mich auf und setze mich hin. Es ist wieder eine dieser Nächte, die nie enden wollen, eine dieser Nächte, in denen die Zeit anhält. In ebenso einer Nacht verlor ich alles, was mir jemals etwas bedeutet hat. Es ist schon über 20 Jahre her und ich weiß alles noch genau. Als würde ich diese Nacht je vergessen, wie könnte ich. Ich war damals jung, jung und hübsch und hatte noch Träume. Ich träumte vom perfekten Leben. Den perfekten Mann hatte ich schon, und das perfekte Kind war unterwegs. Damals war ich glücklich.

Tim und ich lernten uns in der Schule kennen, nach unserem Abschluss zogen wir zusammen, heirateten und ich wurde schwanger. Wir hatten nicht viel Geld, kamen aber über die Runden. Doch dann verlor Tim seinen Job, ich konnte wegen der Schwangerschaft schon lange nicht mehr arbeiten und das Geld wurde knapp. Ich bekam das Baby, ein wunderschönes Mädchen, das wir Melanie nannten, doch Tim wurde immer launischer, da das Geld einfach nicht reichte und er keinen neuen Job fand. Er war nie der gewalttätige Typ gewesen, doch irgendwann fing er an, mich zu schlagen. Erst waren es nur leichte Schläge, für die er sich sofort wieder entschuldigte, doch auch das änderte sich nach und nach. Ich konnte mich niemandem anvertrauen, hatte zu viel Angst, er würde mich verlassen und meine Kleine mitnehmen. Fragen zu blauen Flecken wich ich aus und hoffte weiter, dass alles bald wieder besser werden würde, doch es wurde nur noch schlimmer. Tim wurde weiterhin überall abgewiesen, wo er sich bewarb und fing an, seinen Frust im Alkohol zu ertränken, was ihn nur noch aggressiver machte. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus, nahm Melanie und floh in ein Frauenhaus. Dort konnten wir eine Weile bleiben und uns verstecken. Das Frauenhaus fand eine Arbeit und eine Wohnung für uns, sodass wir wieder selbstständig lebten. Doch eines Nachts stand Tim vor der Tür, stürmte hinein, tobte und schrie, Melanie wachte auf und fing an zu weinen, was ihn nur noch wütender machte. Er schlug mich, so heftig wie noch nie, schlug immer weiter auf mich ein bis ich ohnmächtig wurde. Als ich wieder aufwachte, war er verschwunden, er hatte Melanie mitgenommen. In dieser Nacht brach meine Welt zusammen, alles was ich mir je gewünscht hatte, war verschwunden oder zerstört. Von diesem Tag an war die Straße meine Heimat, insgeheim hatte ich gehofft zu sterben, doch ich lebte weiter.

Träume habe ich schon lange nicht mehr, und auch meine Jugend und Schönheit sind längst vergangen. Die Straße, Drogen und Prostitution haben mich gezeichnet. Oft frage ich mich, wie mein Leben unter anderen Umständen verlaufen wäre. Wie es meiner Tochter geht und wo sie sich befindet. Oder ob ich es je wissen werde.

Ich schließe die Augen, versuche an etwas anderes zu denken, versuche die Tränen zurück zu halten. Ein kalter Windhauch streichelt mein Gesicht, bewegt Blätter, die ich nur erahnen kann. Ich ziehe meine Decke enger um meinen Körper. Bald wird wieder Winter sein. Bald ist ein weiteres Jahr vergangen, ein weiteres Jahr auf der Straße. Ich bin unten angekommen, weiter runter geht es nicht. Doch der Weg nach oben ist hart und für jemanden wie mich fast unmöglich. So kommt es mir zumindest vor.

Name:	Isabelle Knörr
Alter:	13 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

Night

Jane schlang sich ihr Umhängetuch fester um die Schultern, doch die Kälte kroch durch jede noch so kleinste Ritze ihrer Kleidung und ließ sie frösteln. Sie wusste nicht genau, wie lange sie hier schon saß, schlaflos, frierend. Einige Stunden mochten es sein. Drei oder vier vielleicht. Jane wusste es nicht, und eigentlich war es ihr auch mehr oder weniger egal.

Früher, ja, da hätte sie vielleicht genau gewusst, wie spät es war und vielleicht hätte sie sogar versucht, einen wärmeren Platz für die Nacht zu suchen, doch mit ihren knapp 62 Jahren war sie schlicht und einfach zu müde dazu. Zu lebensmüde wahrscheinlich. Jane kicherte leise und erschrak gleich vor sich selbst. Wie konnte sie in so einer Situation Belustigung empfinden? War es, weil ihr ganzes Leben eigentlich nur ein Witz war? Als Tochter einer Obdachlosen geboren, von Kindsbeinen an das harte Leben auf den Straßen von Paris gewöhnt? Eins ums andere Mal musste Jane eingestehen, dass sie es eigentlich nicht wusste, und viel Lust, weiter darüber nachzudenken, hatte sie eigentlich auch nicht. Sie war müde und konnte dennoch nicht schlafen, alle zehn Minuten ratterte auf der Brücke über ihr eine Métro hinweg. Ein wenig neidisch blickte Jane zu Hugo und Marta, die beide tief und fest schliefen. Hugo lächelte im Schlaf, anscheinend träumte er etwas Schönes. Als Jane in Hugos Gesicht sah, verzog auch sie die Mundwinkel leicht nach oben. Sie stand ein wenig schwerfällig auf und setzte sich wieder neben dem Jungen hin. Sanft strich sie ihm über das wirre, dunkelbraune Haar. Wie groß er geworden war, seitdem sie ihn und seine Schwester vor drei Jahren gefunden hatte. Hugo war damals elf Jahre alt, Marta sieben und der Junge hatte mit allen ihm möglichen Mitteln versucht, sich und seine Schwester auf der Straße durchzubringen. Doch Jane war sich sicher, hätte sie die beiden nicht mit sich genommen, wären sie eines jämmerlichen Todes gestorben, der vielleicht noch schlimmer gewesen wäre, als das Leben, das sie führten. Verhungert, erfroren.

Schon damals hatte Jane sich Sorgen gemacht, was wohl mit Hugo und Marta passieren würde, wenn sie eines Tages nicht mehr aufwachte und mit der Zeit war dieses Gefühl stärker geworden. Sie war schon recht alt für eine Obdachlose, die meisten gaben auf, wenn sie um die 50 waren. Doch auch wenn sie noch zwei, mit etwas Glück drei Jahre leben könnte, würde ihr das Sterben, so komisch es klang, nicht leicht fallen, denn sie ließ, im Gegensatz zu vielen anderen, jemanden auf dieser Welt zurück.

Vollkommen in Gedanken saß Jane neben Hugo und strich ihrem Pflegesohn versonnen über das Haar. In den letzten drei Jahren war sie so glücklich gewesen wie noch nie in ihrem Leben. Die beiden Kinder hatten den Sonnenschein in ihr Leben gebracht, den es dort nie zuvor gegeben hatte, und sie war ihnen deswegen unendlich dankbar.

Für sie war es immer nur ums nackte Überleben gegangen. Spaß oder Freude hatte sie an ihrem Leben nur selten gehabt. Bis Marta und Hugo auftauchten. Aus heiterem Himmel hatte Janes Leben einen neuen Mittelpunkt bekommen. Sie lachte viel mehr, und ihr ausgezehrter Körper, der viel zu lange hatte durchhalten müssen, gewann wieder an Kraft.

Für Hugo und Marta war sie wie eine Mutter, und im Gegenzug bedeuteten ihr die beiden das Leben. Doch was würde sein, wenn sie nicht mehr war?

Jane schloss gequält die Augen. Sie würde mit Hugo darüber reden müssen. Es gab keinen Weg daran vorbei. Doch bis sie Gelegenheit dazu hatte, lag noch eine lange Nacht vor ihr.

Doch eine schönere Beschäftigung, als die schlaflos hier sitzend Hugo und Marta betrachtend, zu verbringen, konnte sich Jane beim besten Willen nicht vorstellen. Und während Jane nachdenklich Hugo betrachtete, ratterte eine weitere Métro über sie hinweg.

Name:	Beatrix Korth
Alter:	16 Jahre
Schule:	Merian-Schule

Homeless

Nacht,
tiefe Nacht,
dunkle Nacht,
düstere Nacht.

Eine leuchtende Kugel,
so weit oben.
Eine Kugel,
so stark.

Darunter vier Gestalten,
Gestalten jener Dunkelheit.

Wenig Hab und Gut.
Gerade mal ein Stuhl und ein Stück Pappe.

Nicht erfrieren!
Nicht eiskalt werden!
Es sind schon zu viele!

Tag für Tag
ein neuer Kampf.
Der Kampf ums Überleben!

Noch gewinnen sie...
Was kommt noch danach?
Was wird passieren?

In naher Zukunft...

Name:	Vanessa Mäder
Alter:	15 Jahre
Schule:	Merian-Schule

Ich schaue aus dem Fenster und frage mich, wieso es ist, wie es ist?!
Was habe ich falsch gemacht?
Könnte ich die Zeit zurückspulen, was würde ich dann anders machen?
Du hast gesagt, dass du mich liebst.
Wie kann sich so etwas in nur zwei Wochen ändern?
Ich habe dich als eine ganz andere Person kennen gelernt als du jetzt bist.
Du spielst mit mir und merkst nicht, wie sehr es mich verletzt!
Du bist rücksichtslos und verhältst dich ziemlich kindisch...
Doch wieso kann ich dich nicht einfach vergessen?
Ich erinnere mich gern an die schöne Zeit, die wir zusammen erlebt haben.
Ich sehe mir gern alte Fotos an und freue mich über jede Neuigkeit aus deinem Leben.
Ich empfinde noch sehr viel für dich, doch du merkst das nicht!
Das macht mich traurig.
Ich sitze hier... ganz allein.
Es ist dunkel und gruselig.
Ich fühl mich traurig und leer und doch spür ich eine Angst in mir.
Einzelne Tränen fließen mir aus den Augen.
Ich suche Trost, doch meine Freunde sind unterwegs, haben Spaß und lachen laut.
Das Vertrauen zu ihnen ist gebrochen.
Ich lege Wert auf Ehrlichkeit und sehe jetzt, wie nah Wahrheit und Lüge
beieinander liegen.
Noch nie miteinander gesprochen und trotzdem verliebt?
Was ist da nur passiert... was spielt sich in meinem Herzen ab?
Ich lese diesen mysteriösen Namen und meine Gefühle fangen an verrückt zu spielen.
Du bist mir fremd und doch stehen wir uns sehr nahe.
Wie genau konnte das passieren?
Wir sprachen über Probleme und gaben uns gegenseitig Ratschläge.
Seit einiger Zeit freue ich mich auf dich... warte auf ein Zeichen von dir...
sehne mich sogar nach dir!
Bin ich in dich verliebt?
Jeden Morgen dasselbe...
Dieselbe Fahrt, dieselben Blicke, dieselbe bedrückte Stimmung
und diese trockene Frage: Wie geht es dir?
Wie soll es mir schon gehen?!
Ich weiß es doch selbst nicht genau...
Ich werde streng beobachtet und doch nicht beachtet!
Ich werde eingesperrt und doch ausgeschlossen!
Ich werde respektiert und doch beleidigt!
Soll es so weiter gehen?
Ich öffne das Fenster, schließe meine Augen, schreie NEIN! und lasse mich fallen...

Name:	Elisa Netzeband
Schule:	Merian-Schule

Verlassen

Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht.

Ich lasse mir nichts anmerken.

Ich sitze oft in meinem Zimmer und versuche meine Tränen zu unterdrücken.

Ich komme nicht dagegen an. Sie laufen mir über meine Wangen.

Ich versuche leise zu sein, damit keiner mich hört.

Sie sollen es nicht wissen.

Seitdem es ihn in ihrem Leben gibt, ist sie so verdammt glücklich.

Dabei bin ich kaum noch wichtig. Aber ich liebe sie doch so.

Dennoch fühle ich mich einsam und verlassen. Diese Einsamkeit macht mich kaputt.

Früher war es ganz anders. Sie war immer für mich da.

Jetzt nimmt er sie vollkommen ein. Da ist kein Platz mehr für mich.

Er will sich als Vater aufspielen. Doch den brauche ich nicht!

Ich will, dass er wieder verschwindet! Er macht alles kaputt!

Bei dem Gedanken daran, laufen mir warme, salzige Tränen übers Gesicht.

Ich will das alles nicht! Ich denke daran, einfach weg zu gehen.

Sie würden es gar nicht bemerken. Keiner würde es interessieren.

Vielleicht wäre es besser, wenn es mich gar nicht geben würde.

Ich sehe diese Klinge dort auf meinem Fensterbrett.

Ich setze sie an, schließe meine Augen und das Letzte, was ich spüre, ist ein kurzer, warmer Schmerz...

Name:	Sandra Randow
Alter:	16 Jahre
Schule:	Kopernikus-Oberschule

Die Augen der Obdachlosen Mel McFear starrten in die Ferne. Sie hielt Wache während die anderen beiden schliefen. Es war sehr kalt in dieser Nacht, noch schlimmer als in den letzten Tagen und Wochen, sie wusste, jetzt begann der Herbst und damit auch die schwerste Zeit jedes Obdachlosen. Der Wind ließ eine Haarsträne auf ihrer Schulter tanzen. Sie musste sich wieder an ihr früheres Leben erinnern, als sie und ihr Mann noch ein sehr glückliches Paar waren. Aber sie wusste, so würde es niemals wieder sein.

Um 7.00 Uhr hatte ihr Wecker geklingelt. Aufstehen war für sie jeden morgen das Schlimmste am ganzen Tag. Sie wusste, was im Laufe des Tages in der Kanzlei wieder los sein würde. Sie ging in die Küche und sah das von ihrem Mann liebevoll hergerichtete Frühstück für sie, Mel nahm aber erst den herrlich duftenden Kaffee um erst einmal wach zu werden. Sie machte sich fertig und fuhr ohne zu frühstücken zur Kanzlei.

Sie verschwand schnell in ihr Büro und sah auf ihrem Schreibtisch, wie erwartet, ihren Stress des Tages und der nächsten Wochen. Insgesamt waren es zehn Fälle, die sie zu bearbeiten hatte, also stürzte sie sich in die Arbeit, um schnell wieder zu Hause bei ihrem Mann zu sein.

Um ca. 17.30 Uhr hatte Mel endlich Schluss. Zum Ende hin kam ihr Chef und wollte einen Zwischenbericht von dem Bantling-Fall, einen Serienmörder den sie vertreten musste, das hatte dann noch mal 30 min. länger gedauert. Sie fuhr mit dem Fahrstuhl ins 2. Untergeschoss und lief durch die Tiefgarage zu ihrem dunkelblauen Jeep, den sie von ihrem Mann zum Geburtstag bekommen hatte und fuhr nach Hause.

Auf dem Weg klingelte plötzlich ihr Handy. Eine Männerstimme sagte ihr sie solle sofort aufs Polizeipräsidium kommen, mehr Informationen gab er Mel nicht. Sie fuhr verzweifelt los und raste mit 70km/h durch die Stadt, sie musste wissen was los war. Auf der Polizeiwache angekommen, erzählte ihr ein Beamter an der Seite eines Psychologen, dass ihr Mann bei einem Autounfall gestorben sei. Sie brach zusammen und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden. Nach dieser Nachricht wurde sie depressiv und musste in eine Psychiatrische Einrichtung gebracht werden. Sie verlor alles, ihr Geld, ihren Mann, ihre Freunde, ihr Haus und ihr Auto.

Sie verlor ihren Mann und sie war in der Klapse, dachte Mel jedes Mal wenn sie aufstand und einschlief. Nach fünf Jahren psychiatrischer Behandlung wurde sie entlassen und

wusste nicht wohin, so kam sie damals auf die Straße. Das einzige was sie ihr mit auf den Weg gaben, waren sehr starke Antidepressiva, die sie nie nahm, weil sie von den Pillen immer starke Migräne bekam.

Immer wieder dachte sie an die Zeit mit ihrem Mann, die Hochzeit und die Freunde, die sie damals immer hatte und die sie in der schwersten Zeit ihres Lebens im Stich gelassen hatten.

Der Wind ließ ihre Haarsträne wieder los, er veranstaltete nun Wettrennen der Blätter, die auf dem Fluss schwammen. Mel konnte so nicht mehr weitermachen, ihr ganzes Leben war verpfuscht, nur weil ein Mann besoffen Auto fahren musste. Keiner würde eine 46 Jahre alte Obdachlose vermissen, die unter einer Brücke hauste. Sie wollte so nicht mehr weiter leben und nahm Antidepressiva, die sie für alle Fälle aufgehoben hatte, in Verbindung mit hochprozentigem Alkohol. Nach kurzer Zeit merkte sie schon den Alkohol, sie wusste, bald würde es soweit sein. Sie schaute hinauf zum Himmel, sah sich zum letzten Mal die funkelnden Sterne an und nach und nach fielen ihr die Augen zu. Ihre Motorik ließ immer mehr nach, bis sie sich kein Stück mehr bewegte. Ein letztes Mal spielte der Wind mit einer Haarsträne der sterbenden Mel. Sie registrierte das letzte Mal das leise plätschernde Wasser. Eine Nachtigall zwitscherte, und in dem Moment verstarb Mel McFear unter der Brücke am Oceansdrive.

Name:	Carmen Redeker
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Night

Es war kalt und der Himmel übersät von unheilversprechenden Wolken. Die Nacht war stürmisch über mich und meine Mutter herein gebrochen. Gerade hatte es noch geregnet und meine Kleider hingen feucht und klamm an mir herunter. Irgendwie störte mich das aber nicht. Ich hatte noch nie viel Glück in meinem Leben gehabt.

Als ich drei Jahre alt war, hatte mein Vater uns verlassen, meine Mutter verlor ihre ohnehin schlecht bezahlte Arbeit und jetzt auch noch unsere Wohnung.

Nun saßen wir hier. Frierend und ausgehungert. Immer wieder von dem Gedanken geplagt, es nicht zu überleben. Trotzdem hatten wir den Kampf ums Überleben auf der Straße noch nicht aufgegeben. Der Kälte und den vielen Gefahren hilflos ausgeliefert, saßen wir dort, an der Stelle, an der vor zwei Jahren noch vergnügt Kinder spielten. Es war ein ausgetrockneter Kanal, und wegen des Regens erstreckte sich nun eine große schwarze Pfütze vor unseren Füßen. Der Ort war beunruhigend, kalt und finster und im Stillen hoffte ich, dass dies alles irgendwann ein Ende nehmen würde.

Meine Mutter, die bis jetzt nichts gesagt hatte, drehte sich zu mir um. „Ich habe Angst,“ sagte sie und schloss mich in ihre Arme. Ich spürte ihren warmen Atem, doch sie zitterte schrecklich, vor Kälte und vor Angst. Ich hatte auch Angst, Angst vor der kommenden Nacht und dem morgigen Tag, Angst vor dem Leben. Doch das wollte ich ihr nicht sagen. Ich wollte nicht, dass sie sich noch mehr Sorgen machte.

Fast hatte ich mich an das grausame und erschreckende Leben auf der Straße gewöhnt. Immer waren wir hungrig. Gestern habe ich nichts weiter als einen Apfel gegessen. Heute hatte ich ein Stück Brot gefunden, das ich meiner Mutter brachte. Mein Magen knurrte. Ich versuchte mich daran zu erinnern, wann ich das letzte Mal ein richtiges, warmes Essen bekommen hatte, wann ich das letzte Mal etwas Schönes zusammen mit meiner Mutter unternommen hatte, wann ich das letzte Mal in einem warmen vertrauten Bett lag...

Ich wusste es nicht. Und ich wusste auch nicht, wie lang wir hier schon saßen und warteten. Worauf eigentlich? Auf ein Wunder vielleicht. Es war ein komisches, ja fast beängstigendes Gefühl. Doch ich wusste, dass bald irgendetwas geschehen würde, etwas, was uns hier wegholen würde. Ich spürte es einfach. Es lag in der Luft...

Name:	Julie Schönemann
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Night

Lorèn saß in einem Karton und starrte schon länger auf den Kanal. Sie hörte dem leisen Rauschen des Wassers zu. Über dem Kanal flogen Mücken, auf der Suche nach Menschen. Über ihr auf der Brücke hörte sie Menschen lachen, die von einem Besuch in Restaurants zurückkamen, aber auch Autos, die über die Brücke fuhren. Ihr war kalt, da sie nicht mehr als eine Hose und einen Pullover anhatte, die sie neben der Rotkreuzkiste gefunden hatte. Ab und zu fand sie auch Schuhe. Manche hatten Löcher oder hatten keine Sole mehr. Andere waren aber auch OK, und sie nahm sie mit, doch mit der Zeit gingen sie verloren oder auch kaputt, und wenn sie doch beim Betteln etwas Geld verdiente, dann blieb kein Geld für Schuhe übrig, denn sie musste für ihren Mann und sich Essen und Trinken kaufen.

Vor zwei Jahren wäre ihr das undenkbar gewesen auf der Straße zu leben. Sie selbst hatte wenn Leute in der U- Bahn gebettelt hatten keinem Geld gegeben doch jetzt verfluchte sie jeden einzelnen Mensch der ignorant abwinkte. Ihr selbst viel es nicht leicht um Geld zu betteln und mit flehendem Blick die Leute anzuschauen um ein paar Cent zu kriegen. Auch hatte sie keinen Hund der mit ihr mitging und vielleicht den einen oder anderen Tierliebhabern ein bisschen Geld mit seinem Hundblick aus der Tasche zog. Sie wollte nicht das es noch mehr Wesen auf der Welt gab die unter Hunger leiden mussten wie sie. Sie wünschte sich ihr altes Leben wieder. Ihr Mann Jon und sie hatten in einer Firma gearbeitet und ein halbwegs akzeptables Gehalt bekommen bis die Firma nicht mehr so viele Hilfskräfte brauchte und ihr Mann und sie gekündigt wurden. Seit dem war sie jeden Tag im Internet um nach Jobs zu suchen doch sie wurde für keinen Job genommen da sie kein Abitur hatte genauso wie ihr Mann und auch nicht teure Markenklamotten trug. Schließlich bekam sie aber doch einen Job in einem Imbiss doch der machte nach 2 Monaten dicht und das Geld das sie da verdiente war auch nicht viel. Sie zogen also um in eine kleinere Wohnung außerhalb der Stadt. Vor Schulden mussten sie ihr Auto verkaufen. Ihr Mann hat einen Job bei einer Werkstatt gefunden doch als er einen Automotor nicht wieder reparieren konnte, wurde ihm gekündigt. Die Schulden wuchsen und sie mussten wieder umziehen doch der Umzug hatte sie auch viel Geld gekostet bis sie so in den Schulden steckten das sie auch aus dieser Wohnung ausziehen mussten. Seit dem lebten sie auf der Straße und kämpften um jeden Tag den sie etwas zu essen hatten. Sie konnte abends nie einschlafen da sie immer über ihr Leben nachdachte, über ihre Zukunft ob sei wohl immer auf der Straße bleiben und auch auf ihr sterben würde? Besonders diese Frage zerbrach ihr den Kopf Tag

für Tag, Nacht für Nacht. Sie wollte mit niemandem darüber reden und mit ihrem Mann hatte sie auch kaum Kontakt sie standen morgens um 6 Uhr auf und kamen um 23 Uhr wieder zurück. Beide hatten keine Energie um mit ihrem Partner zu sprechen und nun war wieder so ein Tag sie saß da und hoffte das alles sich ändert, das sie wieder einen Job fanden, das sie in eine Wohnung ziehen konnten und endlich wieder zusammen essen konnten wie jede normale Familie.

Name:	Samantha Stein
Alter:	15 Jahre
Schule:	Georg-Herwegh-Oberschule

Schicksalsschlag

Noch vor fünf Jahren lebte Robert Johnson in einer kleinen Wohnung in Berlin. Er hatte einen gut bezahlten Job als Manager. Doch seine Firma ging bankrott und so wurde er arbeitslos. Robert hatte dies nie richtig verkraftet. Er hatte seinen Job geliebt. Die Kollegen achteten ihn und er fühlte sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft. Doch ohne Job, ohne Anerkennung und ohne die finanzielle Sicherheit wurde er depressiv und verfiel dem Alkohol. Es verstrich kein einziger Tag, an dem er sich nicht ein „Schlückchen“ genehmigte. Wenn Robert nicht am nahe gelegenen Bahnhof auf einer Bank seinen Rausch ausschließ, verkroch er sich in seiner Wohnung. Dort war er sicher vor den angewiderten Blicken, welche ihn seine Situation schonungslos zeigten. Robert konnte die Leute zwar verstehen, doch es war trotzdem nicht angenehm. Nun wusste er, wie es sich anfühlte, von allen bäugt zu werden. Roberts einst so glänzendes schwarzes Haar war nun fettig und dreckig. Seine Augen strahlten schon lang nicht mehr so wunderbar wie sie es noch vor einigen Monaten taten. Stattdessen waren sie blutunterlaufen und glasig. Robert roch ständig nach Whiskey und Schweiß. Seit er seinen Job verloren hatte, spielte Hygiene kaum noch eine Rolle. Er sah keinen Sinn mehr darin sich zu pflegen, denn er war allein. Es gab nun schon keine Kollegen mehr, aber auch keine Freunde. Sein Job hatte ihm dafür keine Zeit gelassen. Die Eltern waren schon vor Jahren gestorben und zu seinen Verwandten hatte er nie wirklich Kontakt gehabt. Also lief er wie ein Obdachloser in den Straßen herum. Und durch seine Alkoholsucht wurde Robert schließlich gewalttätig. Die Tat ereignete sich eines Abends, als er mal wieder betrunken und orientierungslos durch die Fußgängerzone irrte. Dabei rempelte er einen jungen Mann an, welcher zu Boden fiel. Anstatt ihm zu helfen, trat Robert plötzlich auf diesen ein. Erst als das Opfer sich nicht mehr regte und stark blutete, hörte er auf. Weinend sackte Robert zu Boden. Seine unbändige Wut hatte sich gegen einen Unschuldigen gerichtet. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Als Robert entlassen wurde, hatte er kein Geld und keine Wohnung mehr. Nur seine Alkoholsucht war ihm geblieben und so landete er auf der Straße. Dort war das Leben hart. Robert musste Acht geben, in welchen Gassen er sich aufhielt. An fast jeder Ecke lauerten Diebe, welche selbst bei Obdachlosen keine Ausnahme machten. Aber Robert konnte gut auf sich aufpassen. Tagsüber bettelte er in den Einkaufspassagen, um sein Essen und seinen Alkohol zu finanzieren, nachts zog er sich in seine Unterkunft, dem Hinterhof einer Hochhaussiedlung,

zurück. Der Hof war nicht gerade eine schöne Behausung, aber Robert hatte keine andere Wahl. Mit Wehmut dachte Robert an früher, an seine warme und gemütliche Wohnung. Sicher wäre es ihm in seiner warmen und gemütlichen Wohnung besser ergangen. Doch nun musste er sich mit seinem Schicksal zufrieden geben. Aber zumindest war er nun nicht mehr allein. Zwei weitere Obdachlose hausten mit ihm. Darüber war Robert froh. Zu dritt ertrug man das Leben auf der Straße gleich leichter.

So vergingen die Tage. Es wurde Winter und dieser war der kälteste seit zwanzig Jahren. Heftige Schneestürme suchten Deutschland heim und keiner wagte es, auch nur einen Fuß vor die Tür zu setzen. Die Straßen waren in Windeseile gefroren und von den Bäumen hingen riesige Eiszapfen. Die Stadt war wie ausgestorben. Keine Menschenseele war zu sehen. Alle waren in ihren warmen Häusern. Alle, bis auf Robert und seine „Mitbewohner“. Sie hatten keine Möglichkeit ins Warme zu gelangen. Selbst für ein billiges Hotelzimmer reichte ihr erbetteltes Geld nicht. So blieben sie im Hinterhof. Als die Dämmerung hereinbrach, wurde es noch kälter und die drei legten sich nah beieinander unter die einzige Wolldecke, die sie besaßen. Schon bald schliefen sie ein und träumten von Wärme und Liebe, von Nähe und Geborgenheit. Die kälteste Nacht wurde ihnen schließlich zum Verhängnis.

Name:	Gülcan Yorgun
Alter:	15 Jahre
Schule:	Kepler-Oberschule

Der dunkle Platz mit dem dunklen See

Lisa Hapten war 17 Jahre alt und wohnte auf der Straße. Sie kam eigentlich aus einem wohlhabenden Haus. Ihre Eltern hatten gute Jobs als Firmenleiter und waren deshalb auch angesehen in der Stadt. Zwei Jahre zuvor hatte sie einen großen Fehler begangen und ihre Eltern damit so beschämt, dass sie nicht mehr als Tochter sahen und aus dem Haus warfen. Seitdem lebte sie auf der Straße. Auf dem Platz, auf dem sie sich in der Nacht aufhielt, gab es eine große Pfütze. An einem Tag herrschte auf dem Platz Dunkelheit, Nebel hing so dicht, man konnte nichts sehen, es war unheimlich leise. Plötzlich hörte sie Geschrei, da war ein Ehepaar, das hörte sie an den Stimmen. Sie schlugen und beschimpften sich. Und nach einem Aufschrei der Frau hörte sie nichts mehr. Gar nichts. Sie machte sich Sorgen, was war da gerade passiert, sie tastete sich langsam vor. Sie stieß auf irgendetwas, sie fing an zu schreien. Sie sah die Frau, tot. Die Frau hatte blaue Flecke überall an ihrem Körper, es gab eine Wunde, aus der floss Blut wie aus einem Wasserhahn. Sie war vor Schreck erstarrt, denn sie wusste, die Frau war verblutet. Sie wollte aufstehen und wegrennen, doch was sah sie da, der Ehemann war noch da. Er starrte vom Auto aus zu seiner toten Frau. Sie versuchte so leise wie möglich weg zu rennen, aber es gelang ihr nicht, denn sie stolperte und fiel hin. Da hörte der Ehemann sie und rannte ihr nach und fing sie. Er bedrohte sie: „Wenn du es irgendjemanden erzählst, dann wirst du wie meine Frau enden.“ Lisa antwortete: „Bitte, lass mich los, ich habe Angst, ich werde es auch niemanden erzählen.“ Der Mann traute ihr nicht und nahm sie als Geisel. Eines Tages war sie allein zuhause. Sie hatte eine Schere versteckt. Damit löste sie sich aus ihren Fesseln. Sie rannte so schnell sie konnte, auch als sie nicht mehr konnte, rannte sie weiter bis sie sich sicher fühlte. Sie rannte zur Polizei und erzählte ihnen alles. Sie musste ihre persönlichen Daten angeben. Sie gab alles an, sogar die Adresse ihrer Eltern. Sie riefen die Eltern von Lisa an, sie kamen sofort. Die Mutter umarmte sie und sagte zu ihr: „Schatz, warum bist du nicht zurückgekommen? Du weißt doch, wir lieben dich immer noch, egal, was passiert, du bist unsere Tochter und wirst es immer belieben. Dein Vater war bloß in diesem Moment sehr sauer, und er wusste nicht was er sagt.“ Die Mutter und Lisa weinten. „Wir haben nach dir gesucht, aber haben dich nie gefunden, wir dachten du bist für immer fort gegangen.“ Der Vater sagte auch: „Lisa, bitte komm zurück zu uns nach Hause.“ Seitdem lebten Lisa und der Rest der Familie Hapten glücklich und zufrieden.

War game



War game, 2007
Silbergelatineabzug, 247 x 302,6 cm
Exemplar 1/3
Deutsche Guggenheim, Berlin

Name:	Undine Christian
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

War Game

Der Junge vorne im Bild heißt Lazlo. Er ist 13 Jahre alt und hat eine kleine Schwester und einen kleinen Bruder. Seine Mutter ist gestorben und sein Vater arbeitet in einer Fabrik, er hat nur sehr wenig Zeit für seine Kinder. Daher kümmert sich Lazlo meistens um seine kleinen Geschwister. Seit ein paar Wochen können Lazlo und sein kleiner Bruder in die Schule gehen, der Vater hat endlich genug Geld dafür. Die kleine Schwester ist noch zu klein für die Schule. Während die anderen nicht zu Hause sind, ist sie bei ihrer Freundin. Die Familie wohnt in einem sehr kleinen Haus. Das Haus hat nur eine Küche und zwei weitere Zimmer.

Trotz allem liebt Lazlo seine Familie und sein Haus. Als Lazlo an diesem Morgen aufwacht, ist sein Vater schon mal wieder bei der Arbeit. Also muss Lazlo seine Arbeit übernehmen. Eigentlich hätte er heute ausschlafen können, da heute schulfrei ist, wenn nicht die lauten Bagger in der Nähe gewesen wären. Er weckt seine Geschwister auf und macht ein kleines Frühstück für alle. Danach bringt er seine Schwester zu ihrer Freundin.

Jetzt haben Lazlo und sein Bruder den ganzen Tag Zeit und können machen, was sie wollen. Die beiden Jungen laufen rüber zum Nachbarshaus, dort wohnen ihre besten Freunde. Sie sind auch schon wach, also beschließen sie alle zum „Wiesenplatz“ zu gehen. Dort kann man gut spielen. Erst klettern sie auf dem Baum herum, der da steht. Bald wird es ihnen aber zu langweilig und sie überlegen, was sie jetzt anstellen können. Da tauchen zwei weitere Jungen auf, klein sind sie, aber frech! Der eine hat eine Wasserpistole dabei und spritzt sie alle nass. Das lassen die anderen sich natürlich nicht gefallen und jagen dem Wasserpistolenspieler hinterher. Schnell entwickelt sich daraus ein Spiel: Jeder, der von der Wasserpistole getroffen wird, muss sich in ein aus Reifen gebautes Krankenzimmer legen. Lazlo passt auf, dass die „Kranken“ nicht abhauen. Dieses „Kriegsspiel“ macht allen Spaß! Obwohl die neuen Freunde allesamt wissen, dass Krieg in echt nichts Spaßiges ist!

Name:	Rakip Demir
Alter:	13 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Kinder spielen Krieg

Er ist 12 Jahre alt, er ist dünn. Er ist schwarz. Er heißt Pascal. Er hat eine lange Nase. Er spielt mit seinen Freunden Krieg und hat schon drei gefangen genommen. Pascal rennt weg, weil Schirin ihn gesehen hat und weil er Hilfe braucht. Der Feind wird gefangen genommen. Jetzt rennt die zweite Gruppe weg. Pascal wird gefangen genommen. Pascals Mutter ruft aus dem Fenster.

Name:	Jülide Eryol
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Lukas der Star

Lukas war ein zwölfjähriger Junge, der ein Mobbingopfer seiner Schule war. Er hatte kaum Freunde und war sehr oft alleine.

An einem Sonntagmorgen war Lukas auf dem Weg zum Bäcker, denn er musste Schrippen kaufen für das Frühstück. Als er die Straße herunterging, bemerkte er viele Leute und Kameras. Er wusste, dass ein Film gedreht wurde. Als er weiter lief, packte ihn ein Mann an seiner Jacke und zog ihn direkt vor die Kamera. Er hörte ein: „ACTION!!!“ Es wurde eine Szene in dem Moment gedreht. Lukas wusste am Anfang gar nicht, was er tun sollte. Aber er spielte einfach nur mit und ihm machte es auch Spaß. Als die Szene vorbei war und alle gehen durften, wollte er zum Regisseur sagen, dass er mit jemandem verwechselt worden war. Er ließ ihn aber nicht zu Wort kommen. Er gab ihm stattdessen Geld und hatte ihm noch einen Termin gegeben, wo drauf stand, wann das nächste Mal gedreht wird.

Als er am nächsten Tag zur Schule ging, hatten alle Kinder seinen Film gesehen und bewunderten ihn. Alle waren von jetzt an nur noch bei ihm und er hatte viele neue Freunde. Aus ihm wurde ein beliebter Schüler und seine Filmkarriere ging weiter.

Name:	Cem Eyidilli
Alter:	12 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Tony

Tony ist 12 Jahre alt und spielt gerade Terrorspiele mit seinen Freunden. Er ist noch klein. Tony hat sein eigenes Gefängnis gebaut, das überwacht er. Er steckt die Gefangenen da rein und lässt sie verhungern, bis sie sterben.

Aber zwei Gefangene konnten fliehen, bevor Tony seine Waffe raus gezogen hatte. Der Wächter Tony versuchte sie zu kriegen und rannte ihnen hinterher. Er ist etwas schneller als die zwei, aber die beiden Kinder rennen über die Straße und ein Auto überfährt sie.

Tony ist traurig und spielt nie wieder solche Spiele.

Name:	Louis Fliessbach
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

War game

Am 29.07.2004 wurden die Eltern von Amari (10) und Abiola (10) in Ghana von einer Handgranate getötet. Von diesem Moment an waren die beiden Zwillinge auf sich gestellt. Sie hatten nicht mal mehr ein Zuhause und lebten auf der Straße. Weil sie nichts zu essen und zu trinken hatten, mussten sie fast jeden Tag betteln gehen. Als aber eine Familie mit zwei 10-jährigen Jungs aus Kanada in Ghana Urlaub machte, wurden die Geschwister von der Familie bemerkt. Denn jedes Mal, wenn die Familie das Haus verließ, sahen sie die Zwillinge bettelnd auf der Straße stehen. Weil sich die Familie verpflichtet fühlte, gegen die Armut von Kindern in Afrika etwas zu unternehmen, entschloss sie sich, die beiden zu adoptieren. Drei Jahre später, im Sommer 2007, gingen die beiden bereits zwei Jahre zur Schule und sprachen mittlerweile fließend französisch und englisch.

Nun waren Sommerferien, die beiden und ihre zwei anderen Brüder Cem und Nick bekamen gute Zeugnisse, deswegen erlaubte die Mutter den vier Jungs, die ganzen Ferien lang nur das zu tun, worauf sie Lust hatten.

Die meiste Zeit über trafen die vier sich mit ihren fünf besten Freunden und dachten sich gemeinsam Spiele aus. Genau so wie an jenem Tag, als sie sich das Spiel "War Game" ausdachten. Dazu nahmen sie Wasserpistolen, bildeten Teams und schossen sich gegenseitig ab. Doch plötzlich fing Abiola an zu weinen, keiner wusste warum, nur Amari hatte eine Ahnung. Dann kam die Mutter und fragte die Jungs, warum Abiola weinte. Niemand sagte etwas, außer Amari, er sagte: „Abiola war schon immer traumatisiert von den Dingen die wir in Ghana gesehen und miterlebt haben.“ „Wenn das so ist, dann spielt ihr erst einmal etwas anderes oder ich spiele mit Abiola Karten“, sagte die Mutter, „Natürlich könnt ihr auch mit Karten spielen.“ Sie einigten sich darauf, dass Abiola erstmal mit seiner Adoptivmutter Karten spielen und dass später mit seinen Freunden etwas anderes unternehmen würde.

Und am nächsten Tag dachten die Jungs sich ein neues Spiel aus.

Name:	Camilla Götze
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Zuerst wusste ich gar nicht, was für eine Geschichte ich schreiben sollte. Aber als ich mir das Bild im Internet noch mal genauer ansah, fiel mir einer der Jungs auf. Ich begann, mir Gedanken über ihn zu machen. Ich stellte mir vor, wie der Junge leben würde, und was er schon alles hinter sich gebracht hatte.

Dieser Junge heißt Johnny. Johnnys Familie ist sehr arm. Seine Mutter hat, so wie viele andere Mütter, keine Arbeit und der Vater verdient auch nicht wirklich viel. Für Johnny und seine fünf Geschwister ist das viel zu wenig Geld. Sie müssen oft Hunger leiden, leben zu fünft in einem Zimmer. Den Kindern macht das aber nicht so viel aus. Ihr denkt euch jetzt vielleicht, „Oh nein, die Armen!“, aber ich weiß, Johnny und seiner Familie geht es genau so gut wie dir und mir. Oft spielt er draußen mit seinen Freunden. Sie sind manchmal tagelang draußen. Sie bauen sich Verstecke aus alten Möbeln, die sie auf der Straße finden, oder bauen Autos aus Blechdosen. Einmal hat Johnny ein sehr großes Auto gebaut. Dafür hat er eine ganze Woche gebraucht. Diese Auto war sein ein und alles.

Eines Tages kam ein reicher Mann in seine Gegend, der einen Film über das Leben von Kindern in Armut drehte. Er begleitete die Kinder einen Tag lang. Johnny kam das am Anfang komisch vor, aber er merkte nach einer Weile, dass die fremden Leute ihm nur Gutes wollten. Er zeigte ihnen ganz stolz sein Auto, und die Leute waren sehr begeistert von ihm. Sie boten Johnny Geld für das Auto an, und wenn es um Geld ging, war Johnny schnell zu haben.

Von dem Geld kaufte sich die Familie leckeres Essen. Und von nun an baute Johnny immer größere und schönere Autos, in der Hoffnung der Mann würde wieder kommen und ihm sie alle abkaufen. Aber das ist er bis heute noch nicht.

Name:	Luisa Kahmann
Alter:	15 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

War Game

Tut, tut, tut...

„Hallo, wer ist da?“

„Hi Karla, ich bin's, Anna. Ich wollte mich mal wieder bei dir melden.“

„Oh, hallo, das ist schön. Wie geht's dir denn so?“

„Ach, weißt du, irgendwie kommt es mir so vor, als ob jeder Tag derselbe ist.“

„Wie kommt das denn? Hast du Probleme?“

„Nicht direkt, aber ich stehe jeden Morgen um sechs Uhr auf, wecke dann meine Söhne Nils und Jannik um sechs Uhr dreißig und bereite den beiden ihre Schulbrote vor. Aber meine Söhne sind in letzter Zeit wie Mädchen, dauernd zicken sie rum, wenn ihnen was nicht passt.“

„Das kenn ich, das war bei meinen auch so, das ist die Pubertät. Aber nach einer Weile gibt sich das wieder.“

„Das ist gut, aber das ist ja nicht das Einzige. Ich habe das Gefühl, dass mein Mann fremdgeht!“

„Warum?“

„Ach, in letzter Zeit kommt er immer später nach Hause und riecht nach Frauenparfum.“

„Du hast mir doch erzählt, dass bei ihm im Büro auch Frauen sitzen, und vielleicht hat er gerade viel zu tun. Kann doch sein, dass seine Geschäfte gut laufen und er deshalb später kommt.“

„Am Anfang dachte ich es ja auch, aber er geht jetzt auch schon nachts aus dem Haus, wenn ich im Bett bin.“

„Ach Mensch, das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.“

„Ich wollte es ja auch nicht glauben.“

„Haben deine Söhne was mitbekommen?“

„Ich denke nicht.“

„Am besten ist es, glaub ich, wenn du deinen Mann zur Rede stellst, und dann sehen wir weiter.“

„Na gut, wenn du meinst.“

„Wechseln wir das Thema.“

„Was gibt's bei dir Neues?“

„Alles gut, meine Tochter hat jetzt einen Freund.“

„Das ist ja schön, wo hat sie ihn denn kennen gelernt?“

„In der Disco und er soll sehr nett sein.“

„Mal sehen, wie lange das hält, in diesem Alter weiß man ja nie...Sag mal, kennst du den Platz im „Armenviertel“, den mit den großen Kastanie?“

„Ja natürlich, aber ich fahr da nicht so oft vorbei. Warum, was ist denn da?“

„Neulich, als ich zum Einkaufen gefahren bin, haben da dunkelhäutige Kinder, glaub ich, Krieg gespielt. Ich war total erschüttert, aber ich konnte sie ja auch nicht fragen, weil sie kein Deutsch können.“

„Das ist ja schrecklich. Hatten sie Waffen?“

„Nicht direkt, einer hatte eine Wasserpistole und die anderen lagen auf dem Boden. Sie hatten sich ein Lager aus alten Reifen und Lattenrosten gebaut.“

„Oh Mann, diese Kinder können einem ja ganz schön leid tun.“

„Bei diesem Anblick war ich auch sehr traurig. Vor allem war da so eine bedrückende Stimmung. Ich habe ihnen dann Schokolade vom Einkaufen mitgebracht, du hättest mal die Gesichter sehen müssen. Die waren so überglücklich, sie haben mich sogar umarmt. Ich finde, wir sollten ein Projekt starten, damit die Kinder richtiges Spielzeug bekommen, in die Schule gehen können, um Deutsch zu lernen und genug zu essen und trinken bekommen. Was meinst du?“

„Ja, gute Idee. Wir können uns ja dann morgen treffen und alles Weitere besprechen, was hältst du davon?“

„Ja, find ich gut.“

„OK, dann bis morgen und red noch mal mit deinem Mann, versprochen?“

„Ja, ist gut.“

„Bis morgen.“

„Tschüss.“

Name:	Bilal Kheir
Alter:	14 Jahre
Schule:	Albrecht-Dürer-Oberschule

War Game

Ich betrachte die Fotografie und denke mir: „Warum spielen diese Kinder dieses Spiel? Warum spielen wir Kinder gerne einen Krieg nach?“ Wenn ich einen Krieg nachspiele, habe ich Spaß daran, aber ich weiß nicht warum. Warum spielen wir das bloß? Wir sind alle Kinder, ganz normale Kinder und trotzdem neigen wir zum Krieg. Als ob es in unserem Blut ist, uns zu bekriegen. Ich glaube, dass die Kinder ganz normal sind. Sie haben Eltern, Geschwister und Freunde, aber trotzdem spielen sie so ein Spiel. Vielleicht waren sie noch vorher in der Schule, in der sie lernen sollten, dass Krieg nicht gut ist. Aber wer weiß schon, was überhaupt gut und böse ist? Das ist ja auch relativ. Es hängt von der Sichtweise ab. Und vielleicht wird nur gesagt, es wäre schlimm, aber tief im Innern der Menschen wollen sie Krieg.

Aber immer wenn ich über Krieg nachdenke und die ganzen Bilder in den Medien sehe, so finde ich es traurig, wie Menschen so was tun können. Ich finde es auch traurig, wie Kinder ohne jeglichen Gedanken so etwas spielen können.

Name:	Tarkan Kilic
Alter:	12 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Der Krieg

Henry spielt Krieg mit seinen Freunden Cem und Toni. Sie spielen, wenn sie nach der Schule nach Hause kommen. Toni und Cem sind zusammen, und Henry ist immer allein. Sie müssen wissen, dass Krieg nichts Gutes ist, sagt der Vater von Henry. Dann hören Henry und seine Freunde auf zu spielen. Sie spielen lieber Fußball als Krieg.



Name:	Sarah Matthei
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Das Kriegsspiel

Notsch ist zwölf Jahre alt und lebt mit seiner Mutter in Kanada. Sein Hobby ist Fußball spielen und er liebt es, mit seinen Freunden Kämpfe mit Wasserpistolen durchzuführen. Sein Fußballteam sind die Wild-Cats, obwohl er nur Auswechselspieler ist und noch nie gespielt hat. Sein bester Freund Anton ist der Star in der Mannschaft. Er hat Notsch trainiert und meint, dass er nicht so schlecht sei. Heute findet das wichtigste Spiel der Saison statt, doch Anton kommt nicht. Der Trainer muss sich überwinden und setzt Notsch stattdessen ein. Er kann es nicht fassen, dass er für Anton spielen darf. Es ist ein unglaubliches Gefühl, bei dem Spiel dabei zu sein. In den ersten 45 Minuten fallen zwei Tore, aber für die gegnerische Mannschaft. Doch nach der Pause dreht sich das Blatt und Notsch schießt zwei Tore. Es wird noch richtig spannend. In der allerletzten Minute schießt Notsch das alles entscheidende Tor. Die Wild-Cats haben gewonnen. Der Trainer bietet Notsch an, dass er jetzt bei jedem Spiel der Wild-Cats dabei sein kann. Notsch nimmt das Angebot dankend an und läuft nach Hause. Auf dem Weg macht er sich Gedanken darüber, wie es Anton wohl geht. Als er zu Hause ankommt, erzählt er seiner Mutter, was er erlebt hat. Die Mutter verspricht ihm, dass sie jetzt jedes Mal zu seinen Spielen kommen wird. Notsch geht zufrieden und glücklich zu Bett und träumt in der Nacht von seinem wunderbaren Fußballspiel. Am nächsten Tag wacht er zufrieden und glücklich auf. Seine Mutter macht ihm ein Brot und Notsch geht hinüber zu seinem Freund Anton. Anton will alles erfahren über sein tolles Spiel und freut sich für Notsch. Anton erklärt Notsch, dass er nicht zum Spiel gekommen war, damit Notsch eine Chance bekommt. Einige Stunden später gehen die beiden Jungen aus dem Haus und kämpfen mit ihren Wasserpistolen.

Name:	Mohammed Schirin Mirani
Alter:	12 Jahre
Schule:	Rütli-Oberschule

Opfer

Im 2. Weltkrieg wurden viele Opfer gebracht, die sich für ihr Land einsetzten. Einige der Leute sind im Knast und werden misshandelt, die anderen sind vielleicht schon tot - wer weiß?

Heutzutage spielen die Kinder Krieg. Sie haben vielleicht Spaß daran, aber sie wissen nicht, was in der Vergangenheit geschehen ist.

Name:	Frishta Shamss
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Der einsame Junge

In einem kleinen Dorf lebte ein Junge namens Nikolei. Er teilte sich mit seiner Mutter eine Einzimmerwohnung. Sie konnten sich so viel leisten, dass Nikolei zur Schule gehen konnte. Er hatte aber keine Freunde, da er dunkelhäutig war. Vor ein paar Jahren war sein Vater bei einem Autounfall gestorben. Nikolei war noch nicht besonders alt, um genau zu sein war er erst 10 Jahre alt. Außerdem hatte er viel Streit mit seiner Mutter, weil er schon wieder eine schlechte Note in der Schule bekam.

Doch irgendwann klopfte es an der Tür seines kleinen Hauses. Ein Mädchen stand davor und fragte: „Hast du Lust irgendwas zu spielen?“

Er konnte es nicht fassen, dass gerade das Mädchen vor der Tür stand, mit dem alle befreundet sein wollten. Aber er nickte und verließ das Haus. Die anderen Kinder waren schon auf der Wiese und spielten ein Kriegsspiel. Als sie Nikolei sahen, wurde es sofort still, aber als sie das Mädchen sahen, fragte einer, ob Nikolei mitspielen würde. Als sie schon ein paar Stunden gespielt hatten, sagte ein Junge zu den anderen: „Nikolei ist ja gar nicht so übel.“

Eines stand fest: Heute würde Nikolei mit einem Lächeln einschlafen.

Name:	Anne Wirth
Alter:	15 Jahre
Schule:	Merian-Schule

War Game

Wie jeden Morgen stand Dean auf, machte sich für die Schule fertig und frühstückte mit seinen zwei jüngeren Schwestern. Fertig mit dem Frühstück, machte er sich auf den Weg zur Schule. Auf dem Weg traf er Jamie. Jamie war sein bester Freund. Sie kannten sich schon, seit sie zusammen im Sandkasten gespielt hatten. Jamie wusste alles von Dean, und Dean wusste alles von Jamie. „Hi Dean!“, rief Jamie, „Und, hast du für die Mathearbeit gelernt? Ich habe es vergessen.“ Jamie lachte. „Ach komm, erzähl nicht. Du hattest einfach keine Lust, scherzte Dean. Sie gingen zur Schule, schrieben die Mathearbeit, lachten, machten Pause, unterhielten sich mit Freunden und eh sie sich versahen war die Schule um. Sie gingen zusammen nach Hause. „Treffen wir uns nachher mit den anderen und spielen unser Spiel?“, fragte Jamie Dean. Dean zögerte, „Ich weiß nicht, ich hab noch Hausaufgaben auf und muss wahrscheinlich noch auf meine Schwestern aufpassen. Vielleicht.“ Dean mochte das Spiel einfach nicht. Es hieß War Game. Es gab zwei Mannschaften, die die Aufgabe hatten, sich gegenseitig zu fangen. Meistens spielten sie den Krieg nach, wie sie es aus den alten Filmen kannten. Sie benutzten zum Schießen Wasserpistolen. Dean hasste es, auf jemanden zu schießen, auch wenn es nur mit einer Wasserpistole war. Doch meistens musste er sowieso „nur“ auf die Gefangenen aufpassen.

„Ach komm schon. Das wird wieder lustig. Na ja, dann bis nachher, verabschiedete sich Jamie von ihm. Jamie ist eigentlich ein recht schlauer Mensch, dachte Dean, aber wenn es um dieses Spiel geht, dann versteh ich ihn nicht. Dean ging nach Hause, machte sich und seinen Schwestern etwas zum Mittag. „Und, wie war heute eure Schule,“ fragte Dean seine Schwestern. „Ach, ganz okay,“ nuschelte Leila, seine Schwester. Sie war gerade zwölf geworden. „Ganz okay? Sonst redest du doch auch immer wie ein Wasserfall. Komm schon, was ist los, wollte Dean neugierig wissen. „Nichts.“ Leila stand auf und ging einfach weg. „Was ist denn mit der?“, fragte Dean seine kleine Schwester Trish, die elf war. „Ach, sie ist verliebt, aber der Junge ignoriert sie einfach.“, plapperte Trish. „Oh, das ist ja doof,“ antwortete Dean und verzog sein Gesicht. Dean hatte zu seinen Schwestern ein sehr gutes Verhältnis, und es verletzte ihn schon ein bisschen, dass Leila ihm nichts gesagt hatte, aber er fand es auch okay. Nachdem die beiden den Tisch abgedeckt und noch ein bisschen dabei geredet hatten, machte Dean sich an seine Hausaufgaben. Als er fast fertig war (er

musste nur noch etwas für Englisch machen, sein Lieblingsfach) klingelte es an der Tür. Leila machte die Tür auf: Jamie war es. „Na, grüßte Jamie, „Dean soll mal kommen.“ Leila holte Dean. Dean kam zur Tür. „Was ist? Ich mach gerade die Englischaufgaben“ - „Komm mit. Wir brauchen noch einen Aufpasser, sagte Jamie. „Ach, ich hab keine Lust, antwortete Dean. Jamie schaffte es dann aber doch, Dean zu überreden. Zusammen gingen sie zu dem alten Platz. Es war ein Grundstück, auf dem einmal ein altes Haus gestanden hatte, das aber abgerissen wurde, weil man keinen Käufer fand. Nun spielten die Kinder auf diesem Grundstück. Jamie und Dean trafen die anderen, und sie begannen die Gruppen auszuwählen. Jamie und Dean waren in einer Mannschaft und Dean war der Aufpasser, wie immer. Schon kurze Zeit später waren einige Jungen gefangen genommen worden. Einer der Jungen lächelte, fiel Dean auf. Dean fragte sich warum, aber er kam nicht drauf. Er verstand es nicht, vielleicht wollte er es auch nicht verstehen. Er dachte an Leila und ihre Probleme und wusste, dass es viel wichtiger war, sie zu verstehen.

Men waiting



Men waiting, 2006
Silbergelatineabzug, 262 x 388 cm
Exemplar 1/3
Deutsche Guggenheim, Berlin

Name:	Fabian Lutz
Alter:	13 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Men waiting

Ich bin der Außenseiter hier. Ich stehe abseits von all den anderen, auf der linken Seite mit geducktem Kopf. Wir alle warten auf Arbeit. Der Himmel ist so grau wie mein jetziges Leben. Vor genau einem Monat und 24 Tagen ist meine Frau gestorben. Sie war mein Ein und Alles. Sie hat den Krebs leider nicht überlebt. Ich verstehe nicht, warum sie sterben musste. Seitdem sie tot ist, bin ich immer ruhig und traurig, und nicht mehr der Alte. Ich denke, dass es eine Bestimmung ist, dass meine Frau sterben musste. Nach ihrem Tod habe ich jetzt eine bessere Bindung zu ihren Großeltern. Aber wieso musste sie sterben? Wieso?

Wir alle wollen nur einen Job. Nach dem Tod meiner Frau bin ich kriminell ausgerutscht und habe so viele Freunde verloren. Ich hoffe, dass alles besser wird. Wenn ich keine Arbeit finde, muss ich unser Haus verkaufen und werde fast alles verlieren. Ich besuche ihr Grab fast jeden Sonntag. Ich liebe sie auch nach ihrem Tod wie sonst niemanden. Wir wollten heiraten und einen Sohn bekommen, aber zwei Wochen vor der Hochzeit kam der Anruf mit dem Ergebnis der Krebsvorsorgeuntersuchung. Sie war nicht mehr zu retten – und der ganze Plan war hin. Wir weinten nur noch, es war grauenvoll. Sie war so eine gute Frau, ich verlor meinen festen Job, als ich vor Trauer nicht mehr richtig arbeiten konnte und wollte. Ich wich fast nie von ihrer Seite, als sie leidend im Krankenhaus lag. Sie wünschte sich immer genügend Geld zum Leben und ein Haus mit mehr als zwei Zimmern – irgendwo, nur nicht in diesem armen Viertel. Wir wollten auch immer Haustiere haben, doch jetzt merke ich, dass das alles nicht mehr in Erfüllung gehen wird. Es sollte wohl nicht so sein. Und nun stehe ich mit den anderen Männern hier und hoffe auf Arbeit. Wir sehen alle nur wie Penner aus, wie Leute, die nichts mehr wert sind. Ich glaube, wenn einer von uns stirbt, dann stört das keinen Menschen. Niemanden. Ich hasse mein Leben, doch Selbstmord ist ja auch sinnlos. Das Leben hat man ja nur einmal. Ich hoffe, dass mein Leben irgendwann doch noch mal einen Sinn bekommt. Vielleicht bekomme ich ja doch irgendwann einen Job und alles wird gut. Ich habe alles Geld für die Beerdigung hergeben müssen, doch das war mir meine Frau wert. Eine schöne Beerdigung war das Letzte, was ich ihr noch geben konnte. Ich vertraue auf Gott und hoffe, es ist nur eine Bestimmung für mich. Und wenn ich diese Prüfung bestehe, dann wird alles besser. Das ist Gottes Bestimmung und der Glaube daran lässt mich weiter hoffen und leben.

Name:	Viola Malisa Schmidt
Alter:	15 Jahre
Schule:	Sophie-Scholl-Oberschule

Men waiting

Trüber Tag, schreckliche Nacht und kein Geld in den Taschen. Meine Line habe ich gestern schon gezogen, deswegen habe ich heute nichts mehr übrig. Essen haben wir auch nichts mehr da. Seitdem ich seit Kurzem hier angefangen habe, in dieser einen Straße auf Arbeitsaufträge zu warten, kann ich mir manchmal sogar eine Schachtel Marlboro gönnen, doch durch das Geld steigt die Sucht, die Sucht nach mehr und so stehe ich nun hier und warte auf Arbeit, warte auf Geld, warte auf die nächste Line. H. ist nichts für mich, dafür zittere ich zu viel. Sind wohl die Nebenwirkungen des S. Ich zähle schon nicht mehr die Jahre, wie lange ich das Zeug schon ziehe. Manchmal kommt es mir vor als würde ich nichts anderes kennen als dieses stechende, kribbelnde Verlangen nach mehr. Meine erste Line hatte ich mit 17, damals hätte ich nicht gedacht, dass ich mit 23 noch immer das Zeug ziehen würde. Früher war der Stoff aber auch noch viel besser, heute kann man nicht mehr sicher sein mit, was das alles gestreckt wurde. Viel habe ich auch noch nicht ausprobiert, eher hatte ich Angst, der Trip würde mich enttäuschen, und somit bleibe ich bei dem einem Gefühl, diesem einen Gefühl was dich schweben lässt. Meine Hände fangen wieder an zu zittern. Schnell verstecke ich sie in den Seitentaschen meines verwaschenen Parkas. Wenn ein Auftrageber mich so zittern sieht, dann kann ich meine Line im Traum heute Nacht ziehen und die brauche ich jetzt nun wirklich. Fünf Tassen Kaffee habe ich schon intus, nur damit ich nicht gleich vor Müdigkeit meinem nächsten Chef in die Arme falle. Nicht nur, dass ich zittere, mir brennen meine Fingerspitzen, denn jeder, der mich kennt, weiß, dass ich, manchmal sogar unbewusst, an meinen Fingernägeln knabbere. Meistens reiße ich vor Nervosität auch die Haut um die Nägel ab. Im Moment kann ich nicht knabbern, dass liegt aber auch nur daran, da sich das ganze Nagelbett sowie die Haut drum rum entzündet hat und so jede Bewegung zu einer schmerzhaften Tortur für mich wird. Einen Junky erkennst du daran, wie seine Hände aussehen, wurde mir mal gesagt, in dem Fall bin ich wohl ganz tief drin. Ich weiß gar nicht wie ich so weit sinken konnte, dieses ganze Verharmlosen durch den täglichen Umgang und Gebrauch, ja allein die Gedanken, die sich nur noch um die Beschaffung von Drogen drehen. Manchmal spüre ich einen permanenten Schmerz in meiner Nase und im Winter, wenn ich mir mal wieder etwas eingefangen habe, ist dieses Brennen kaum auszuhalten. Doch ich will nicht weiter über meine Probleme nachdenken, das ist wohl auch der Grund, warum ich noch so gut erhalten bin, das positive Denken, es

könnte ja viel schlimmer kommen. Manche Leute, die hier stehen, kenne ich bereits vom sehen her, doch trotzdem vermeide ich es, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Ein paar Neue sind auch dabei. Ich schätze, wir sind so um die 22 Arbeitslose, und sicher bin ich nicht der einzige hier, der Drogen konsumiert. Ich will zwar nicht sagen, dass alle, die in armen Verhältnissen leben und aufwachsen, Drogen nehmen, jedoch durch Drogen geraten viele erst in arme Verhältnisse. Haben wir auch einen Mörder unter uns? Wie viele haben wohl schon ihre Frau betrogen und es ihr danach nicht gesagt? Wie viele haben schon eine wichtige Person in ihrem Leben verloren? Wer hat eine dunkle Vergangenheit, und wer ist einfach nur durch Pech in diese Lage geraten? So viele Fragen und keine davon kann mir beantwortet werden, denn bevor ich mir mehr Gedanken über das Leben meiner Mitmenschen machen kann, werde ich auch schon von einem Auto aus hergerufen. Auf geht's! Mein Tag scheint wohl doch noch gerettet zu sein.

Name: Jasper Stutterheim

Das gedämpfte Licht des frühen Morgens schien durch das schmutzige Fenster in Samuels Einzimmerwohnung. Er drehte sich zur Seite. Von irgendwo in der Straße war das penetrante Bellen eines kleinen Hundes zu hören. Sonst war alles still. Es war immer still. Durch diese Gegend wollte auch selten jemand fahren, geschweige denn laufen. Nun, da er wach war, konnte er auch aufstehen, dachte er sich und kroch aus seinen Filzdecken. Als seine nackten Füße den kalten glatten Linoleumboden seines Zimmers berührten, überkam ihn ein Frösteln, welches ihn schlagartig aus seinen Gedanken riss. Er erhob sich und fischte dabei seinen muffigen Bademantel vom Boden, in dem zweifelhaften Gedanken, dass ihm darin wärmer werden würde.

Plötzlich klingelte sein Handy. Das musste sein zukünftiger Arbeitgeber sein. Er musste es einfach sein.

Er sah sich um. Wo kam das Klingeln her? Seine Augen wanderten über das verwüstete Relief der umher liegenden Sachen, bis sein Blick schließlich an einem hohen Kleiderberg hängen blieb. Er suchte verzweifelt, doch als er sein Telefon endlich in der Hand hielt, war es schon zu spät. Niedergeschlagen trottete er in die Küche. Er füllte ein Glas mit kaltem Leitungswasser und stürzte es hinunter.

Er verharrte dort und sah lange aus dem Fenster. Alles sah für ihn grau aus, auch wenn es eigentlich noch so bunt war. Er wendete sich ab. Aus der Ferne konnte man den geschäftigen Lärm der Innenstadt hören, was aber auch gleichzeitig das einzige Geräusch war. Nachdem er fertig gefrühstückt hatte, zog er sich langsam und träge an. Als er aus der Wohnung trat, schien es ihm als wäre es genauso kalt, aber er dachte nicht länger darüber nach und verfiel in einen schnellen Schritt. Auf dem Weg zur Arbeit kam er an einem Kiosk vorbei. Sollte er sich eine Zeitung kaufen? Er war schon seit einiger Zeit auf der Suche nach einem neuen Job, da ihm sein Arbeitgeber schon vor einer Weile mitgeteilt hatte, dass die Firma nach Südamerika umziehen würde und daher alle Mitarbeiter entlassen müsse. Nein. Nicht daran denken. Er schlüpfte durch die Menschenmenge, die ihm entgegen kam und lief schnell die Treppe zur Bahn hinauf.

Als er in der Bahn saß, lösten sich auch schon mit einem Quietschen die Bremsen, und sie setzte sich langsam in Bewegung. Als er fast an der Station angekommen war, war er der einzige in seinem Waggon.

Er starrte hinaus auf den grauen tristen Himmel. Das ohrenbetäubende Quietschen der Bremsen riss ihn erneut aus den Gedanken. Er musste aussteigen. Nach etwa 15 Minuten schweigsamen Fußmarsches kam er endlich am Industriegelände an. Er wollte den

Torwächter grüßen, doch der schien nicht da zu sein. Auch in der Umkleide war niemand. Alles war still. Er ging langsam zu seinem Spind und öffnete das Schloss. Er schlüpfte in seine Arbeitssachen und griff sich sein einziges Werkzeug, seine Brechstange. Als er wieder über das Gelände ging, sah er immer noch niemanden. Nun traf er an seinem Arbeitsplatz ein. Einem großen Kühlraum mit Betonwänden. Samuels Aufgabe war es, das Eis abzutragen, das sich an der Decke zu einem großen Brocken zusammengezogen hat. Er hob langsam die Brechstange und schlug einen großen Eisbrocken ab. Mit einem lauten, aber dumpfen Ton schlug es auf dem Betonboden auf. Er wollte ein zweites mal zuschlagen, da sah er etwas in einer Ecke blitzen. Er senkte den Arm und ging langsam darauf zu. Es war klein und länglich. Er beugte sich darüber. Eine Patronenhülse. In diesem Moment nahm er leise Schritte wahr. Er drehte sich zur Tür. „Hallo?“, riefen er und sein Echo. „Ist da wer?“ er stellte die Brechstange an eine Säule im Kühlraum. Er trat aus der Tür und sah sich um. Er ging auf den Hof. Ebenfalls keine Menschenseele. Alles war still. Er ging seinen Weg zurück, bog in den Kühlraum ein und ging zur Säule. Er wollte sich nach der Stange bücken, doch da war keine Brechstange mehr. Aber er hatte sie doch genau hier hingestellt. Er wendete langsam seinen Kopf, da er dachte, wieder etwas gehört zu haben. Er sah nur wie die Kante seiner Brechstange direkt auf ihn zuflog, dann war alles schwarz. Alles war still. Er hörte die Brechstange auf dem Boden scheppern. Aber nun war alles ganz still.

Tenants



Tenants, 2007
Silbergelatineabzug, 255,4 x 335,3 cm
Exemplar 1/3
Deutsche Guggenheim, Berlin

Name:	Benjamin Fischer
Schule:	Robert-Havemann-Oberschule

Ein Blitz zuckte auf. Schnell rannte Karl Johnson durch die Pfützen Richtung Zuhause. Er wohnte bei seiner Mutter, in einem bescheidenen Haus in der Vorstadt von Springfield. Karl besuchte mit 18 Jahren immer noch die 9. Klasse der Richard-Gumble-Oberschule. Über das zweimalige Sitzenbleiben in der Schule war seine Mutter noch heute empört. Als Karl zur Tür hereinkam, beachtete seine Mutter ihn nicht. Sie wusste, dass er in diesem Moment wieder einmal etwas Schlimmes angestellt hatte. Wieso sonst war er erst so spät zu Hause? Und überhaupt, wäre das nicht das erste Mal gewesen, dass er mit seinen Freunden Lenny und Mike die Gegend unsicher machte. Und so war es auch. Kurz zuvor hatten die drei einer alten Dame die Handtasche geklaut und sich mit dem Geld vom Acker gemacht. Das war schon die dritte in dieser Woche, deren Geld sie später durch drei teilten. Karl ging lautlos auf sein Zimmer. Seine Mutter wusste nicht mehr, was sie tun sollte, seit Jahren führten sie kein richtiges Familienleben mehr. Sie machte sich Vorwürfe, Karls Vater verlassen zu haben. Denn vielleicht lag es ja daran, dass Karl in jeder Situation abweisend reagierte. Sie wusste, dass ihr irgendwann die gesamte Situation über den Kopf wachsen würde. Doch Karl war das egal. Er dachte nur noch an den kommenden Tag, an dem er mit seinen Freunden die größte illegale Tat durchziehen wollte. Kein einfacher Handtaschenraub, diesmal ging es um Einbruch. Sie wollten in den Elektronikladen einbrechen und soviel wie möglich in den Fluchtwagen transportieren. Es war nicht gerade das neueste Elektronikgeschäft, doch genau deswegen hofften sie von Alarmanlagen verschont zu bleiben. In der nächsten Nacht um 2 Uhr sollte das Vorgehen starten. Seine Mutter ahnte nichts von all dem.

Am Abend darauf schlief Karl nicht eine Sekunde, zu aufgeregt war er darüber, was in dieser Nacht geschehen sollte. Er malte sich vor seinen Augen schon alles aus, was er sich wünschte. Um 1.30 Uhr war es dann soweit. Er öffnete leise sein Fenster, und schon nach der ersten Bemühung stand er im Vorgarten. Nun lief er zirka 20 Minuten zu dem Elektronikgeschäft. Dort angekommen traf er auf seinen Freund Lenny, fünf Minuten später folgte auch Mike mit dem Fluchtfahrzeug. Nun konnte der Raub beginnen. Lenny schlug mit einem Hammer die Scheibe ein, danach war alles ruhig. Beide stiegen durch das Loch ein, währenddessen Mike im Wagen auf die Beute wartete. MP3-Player, Fernseher und Computer, alles nahmen sie mit. Keiner von beiden sah die in der dunklen Ecke ausgelöste Alarmanlage. Sie machte keine schrillen Geräusche, doch sie benachrichtigte schon in diesem Moment die Polizei. Als Karl und Lenny auch die letzten Hi-Fi Geräte in den

Kofferraum schleppten, wollten sie nur noch weg von diesem Ort. Doch kurz bevor sie in die hinterste Reihe des Wagens einsteigen konnten, gab Mike Vollgas. Er fuhr um die nächste Kurve und war weg. In diesem Moment kam die Polizei. Lenny und Karl hatten keine Chance mehr davon zu laufen, denn die Polizei richtete schon ihre Waffen auf sie. Beide wurden überwältigt und festgenommen.

Einen Tag später kam Karls Mutter zu Besuch. Sie führte mit ihm ein langes, inniges Gespräch. Nach 30 Minuten verließ sie weinend das Gefängnis. Dies war der letzte Moment, in dem Karl seine Mutter sah.

Nach dreieinhalb Jahren kam Karl aus dem Gefängnis. Sein früheres Zuhause gehörte nun einer anderen Familie. Karl hatte kein Geld, keinen Job und keine Familie. Doch ihm war klar, dass er nie wieder mit illegalen Geschäften sein Geld verdienen wollte. Ohne Obhut ging er die Straßen entlang. Immer wieder dachte er an dasselbe wie im Gefängnis, an Selbstmord. Doch auch er wusste, dass diese Tat sehr gut überlegt werden musste. Die folgende Nacht verbrachte er unter einer großen Brücke in Springfield. Am nächsten Morgen stand ein anderer Obdachloser neben ihm. Es dauerte nicht lange, bis die beiden ins Gespräch kamen. Sie begriffen schnell, dass sie beide in der gleichen Lage waren.

Name:	Isaak Geisler
Alter:	14 Jahre
Schule:	Französisches Gymnasium

EX POSITION

Well Jones hörte, wie sich das Auto wie jeden Tag näherte. Er blieb aber wie jeden Tag auf seinen Stuhl sitzen. Er wusste es schon, jetzt würde seine Nachbarin kommen. Er mochte sie nicht, hatte sie auch nie gemocht. Sie hatte eine gute, lukrative Arbeit, war sehr geizig und arrogant. Er hatte, um jegliche Sicht zu ihr zu vermeiden, eine große Plane in der Mitte aufgehängt. Es war ihr offensichtlich recht. Nie hat sie etwas gesagt. Dieses Bedürfnis sich abzuschotten war mit der Zeit immer größer geworden. Seine Vorhänge öffnete er niemals. Der Barbecuegrill rostete vor sich hin. Er saß da, überlegte und dachte über seiner Situation nach. Ihm ging es wirklich schlecht: Er hatte schon vor längerer Zeit sein Auto verkaufen müssen, seine Heizung funktionierte auch schon seit Jahren nicht mehr. Das ganze Haus war in desolatem Zustand. Einsamkeit beherrschte seine Welt.

Trotz allem versuchte er regelmäßig, eine Arbeit zu finden; noch heute Morgen war er zum Fabrikgelände gelaufen, hatte zwei Stunden schweigend in der Kälte gewartet und bekam tatsächlich einen Job. Er sollte in der Lagerhalle mit einer einfachen Eisenstange Eis abklopfen. Nach ein paar Stunden wurde es Well so schlecht, dass er die Arbeit abbrechen musste. Er fror, seine Hände schmerzten und er konnte kaum atmen. Er hielt es nicht mehr aus, immer die gleichen Demütigungen, immer diese unwürdigen Beschäftigungen! Er, Dr. Well Jones, der einmal ein ganzes Labor geleitet hatte. Er ließ die Stange an der Säule stehen und rannte nach Hause. Auf dem Weg begegnete er drei Jungs, die ihn mit Wasserpistolen beschossen; auf der öden Straße inszenierten sie Krieg. Er wusste es zu ignorieren, aber fühlte sich trotzdem als Opfer einer Situation, die ihn immer wieder daran erinnerte, dass er alleine war, dass er nutzlos war, dass niemand ihm Zuwendung gab. Vom Eis zum Wasser, in der trüben traurigen Landschaft, wusste er nicht mehr wo er noch eine Bedeutung seines Daseins finden konnte. Er versuchte es immer erneut, aber scheiterte jedes Mal.

Nun saß Well da und dachte weiter nach. Eigentlich war er immer ein Außenseiter gewesen, nie hatte er Freunde gehabt und weil er so zurückgezogen lebte, fiel es ihm schwer, Kontakte zu knüpfen. Aber den Traum, noch einmal jemand von Bedeutung zu sein, hatte er nie aufgegeben. Er wollte wieder im Mittelpunkt stehen, er wollte wieder alle

Aufmerksamkeit bekommen, genau so wie als er sein Labor leitete. Leider musste es ja geschlossen werden, da die Politik entschieden hatte, seine Projekte nicht mehr zu finanzieren. Er hat es einfach nicht geschafft, mit den neuen Medien im Rennen zu bleiben, seine Visionen konnte er nicht mehr verwirklichen.

Die Nachbarin stieg aus dem Auto, sie trug immer den gleichen Rucksack, und ohne ihm nur ein Wort zu sagen, ohne ihn anzusehen, stieg sie Ihre Treppe hoch. Das laute Schlagen der Tür schallte noch lange in seinen Ohren. Er blieb da, Hände in den Taschen, leicht gebückt, verzweifelt. Plötzlich stand Well auf, lief ein paar Meter und mit bestimmten Schritten setzte er seinen Rhythmus fort. Er rannte am Fußballfeld vorbei, er rannte am Fabrikgelände vorbei und kam am Fuße des Big Towers an, des höchsten Turms seiner Stadt! Er ging hoch, rannte alle Stufen hoch, zählte sie eine nach der anderen und gelangte schließlich nach ganz oben, an die Spitze. Endlich hatte er das Gefühl, die Welt zu beherrschen, alleine da oben. Man wird mich sehen, dachte er. Man wird über mich wieder reden, träumte er. Wall ging einen Schritt nach vorne und beugte sich ganz langsam vor.

Name:	Fritzi-Marie Grau
-------	-------------------

Wir, die anderen

Hallo, mein Name ist Aischa, ich bin 15 Jahre alt. Ich habe noch einen kleinen Bruder, er heißt Milan. Wir beide gehen auf eine Spezialschule, das heißt, dass diese Schule für Kinder und Jugendliche ist, die aus Gegenden wie Afrika, Skandinavien und Asien kommen und kein Deutsch sprechen können. Ich komme aus Afrika (Namibia), dort habe ich 6 Jahre lang gelebt, doch dann sind meine Eltern bei einem Verkehrsunfall gestorben und ich kam in ein Heim. Von dort aus wurde ich nach Deutschland adoptiert.

Vor einiger Zeit ist etwas ganz Komisches passiert. Es fing alles damit an, dass uns unsere Lehrerin Frau Peters sagte, dass wir eine neue Schülerin bekommen. „Sie kommt aus Frankreich und heißt Madeleine.“ An dem Tag, an dem sie kommen sollte, waren wir alle sehr aufgeregt. Sie war so anmutig und elegant, sie war einfach wunderschön. Alle wollten mit ihr befreundet sein, sie erzählte, dass sie ein Au-pair-Mädchen ist und für ein Jahr bei uns. Schon bald war Madeleine das beliebteste Mädchen der ganzen Schule. Alle trugen auf einmal nur noch hohe Schuhe und interessierten sich für Lacoste, Dior und Chanel. Alle Jungs waren in sie verknallt, und alle Mädchen waren neidisch.

Nach den ersten zwei Monaten veränderte sich alles! Zuerst hatte sie mir erzählt, ich sei die Zweit-Schönste der ganzen Schule und dass meine beste Freundin Naomi gesagt hätte, ich sei ein fettes Schwein, und das sie nur mit mir befreundet sein wolle, weil sie in meinen Stiefbruder verknallt sei. Madeleine erzählte mir noch viel mehr, dass Tim, ein Freund von mir, in mich verknallt sei und noch viele andere Dinge. So kam raus, dass mich schon viele Freunde belogen hatten. Auch andere erzählten mir, dass ich sie angelogen hätte, obwohl es gar nicht war sein konnte. Nun kam es wie es kommen musste - niemand hatte mehr Freunde, alle waren misstrauisch allen gegenüber. Wir lebten uns auseinander, obwohl wir uns jeden Tag in der Schule sahen. Es waren schon sechs Monate vergangen, seit Madeleine zu uns gekommen war, manche fragten sich, ob nicht sie der Grund für all diese Streitigkeiten sei. Doch wer so etwas sagte, wurde von diesem Moment an als Außenseiter und Lügner hingestellt. Es war Zeit für den Schulball, und ich war voll verknallt in Joshua, einen aus meiner Klasse, aber das Problem war, er hatte bereits eine Freundin. Ich fragte Madeleine, was ich tun sollte, und sie sagte, ich sollte ihm doch einen Liebesbrief ohne Absender schicken und gucken wie er reagiert. Das tat ich dann auch und gab den Brief Madeleine und sie wollte ihn für mich überreichen. Zwei Tage später kam ein Brief zurück. Es stand darin, dass er in eine andere verknallt sei, da dachte ich es sei zu Ende, aber er

schrieb, dass diese andere Aischa aus der 10. Klasse sei, und in der 10. Klasse (meiner Klasse) gab es nur eine Aischa, und zwar mich. Ich schrieb, dass ich das sei und wir schrieben uns jeden Tag. Auf einmal schrieb er, er wolle seine Freundin für mich verlassen, und dass er es ihr auf dem Schulball sagen wolle und fragte mich, ob ich mit ihm hingehen würde. Dieser Tag war der schönste Tag in meinem Leben. In zwei Tagen war der Ball, und Madeleine hatte versprochen, mich schön zu machen, mit Schminke, einer neuen Frisur und sie wollte mir auch ein Kleid von sich leihen. Also ging ich an dem besagten Abend hin und bekam noch einen Brief, in dem stand, dass ich es seiner Freundin sagen solle, und zwar vor versammelter Mannschaft.

Das war mir egal, ich wollte nur mit ihm zusammen sein, und dafür hätte ich alles getan. Nach drei Stunden ging ich also auf sein Zeichen hin auf die Bühne und erzählte alles. Ab diesem Moment lief alles ganz anders als es geplant war. Es stellte sich heraus, dass Joshua gar nichts von den Briefen und allem anderen wusste, und so wurde aus dem schön geplanten Abend die Hölle auf Erden für mich. Ich wurde komisch angeschaut, und plötzlich wurde ich zum Hauptgesprächsthema der ganzen Schule. Zwei Wochen lang hat niemand mit mir geredet. In diesen Wochen fragte ich mich, wie das hatte passieren können, und ich begriff, dass es nur Madeleine hatte sein können. Sie hatte ihm die Briefe überreicht und hatte sie, schlussfolgerte ich, selbst geschrieben und mich gerade an diesem Abend, wo alle dort sein würden, in eine Falle gelockt, in die ich voller Naivität hineingetappt war. Ich wollte das aufklären und fand raus dass sie diejenige war, die auch die Lügen erzählt hatte. Es konnte gar nicht anders sein, und so konnte es nicht weiter gehen! Ich erzählte allen die Wahrheit und konnte viele dazu bringen, mir zu glauben. Drei Monate später war es soweit. Ich hatte alles geklärt, und somit war sie auch wieder meine beste Freundin. An diesem Tag wollten wir Madeleine darauf ansprechen, warum sie das getan hatte. Bis zu diesem Augenblick wusste sie noch von nichts, weil wir weiterhin so taten als ob wir auf sie reinfallen würden. Wir versammelten uns alle auf dem Schulhof, und wir sagten ihr, dass alles keinen Sinn mehr habe und sie damit aufhören könne. Als sie das hörte, rannte sie weg und kam den ganzen Tag nicht wieder zur Schule. Am nächsten Tag brachte sie einen Kuchen mit und entschuldigte sich für alles, was sie getan hatte und als kleines Geschenk gab sie uns jedem ein Stück von ihrem Kuchen ab. In der Pause entschuldigte sie sich noch einmal bei mir und sagte, dass sie jetzt wisse, dass sie Mist gebaut habe und erkannt habe, dass Freundschaft das ist, was eigentlich zählt!

Der letzte Monat verlief ganz friedlich, und es gab keine Spuren von Streit und Eifersucht mehr, und am Ende kann man sagen, dass man aus den Schwersten Konflikten am meisten lernt. Eine Woche, nachdem Madeleine wieder weg war, hat sie uns doch schon ein bisschen gefehlt. Ihr erstes Fernweh? Wo gibt es den schönsten Strand.

Name:	Maria Günther
Alter:	14 Jahre
Schule:	Freie Waldorfschule Berlin Süd-Ost

Adriane stieg aus ihrem weißen nicht zugelassenen Auto. Ihre Finger zitterten noch immer und kamen ihr viel weißer vor als sonst. Total fassungslos schloss sie ihren Wagen ab und wollte zu ihrer Haustür gehen, als sie Ted, ihren Nachbarn erblickte. Ted saß, wie immer, auf einem seiner weißen Plastikstühle und wartete auf seine Frau, die ihn vor elf Monaten verlassen hatte. Er hoffte immer noch, dass sie zurückkommen würde. Adriane grüßte ihn und hörte im Hintergrund Dean mit seiner Frau reden, ein Haus weiter. Dean und seine Frau stritten sich sehr häufig, doch dieses Mal waren ihre Stimmen leise und Adriane konnte sie nicht verstehen. Ted versuchte ein Gespräch mit Adriane anzufangen, und Adriane nahm einen ihrer alten Metallklappstühle und setzte sich zu Ted. Die beiden unterhielten sich eine Weile. Adriane bemerkte, wie gut es Ted tat, mit jemandem zu sprechen, und versuchte sich durch das Gespräch abzulenken, um die Angst und den Schrecken zu vergessen. Aber Ted bemerkte, dass Adriane angespannt und verwirrt war und sprach sie darauf an. Doch Adriane log ihn an und erzählte ihm nichts von dem Unfall. Von dem verdammten Unfall, der ein Versehen gewesen war! An einer Kreuzung war es geschehen, nicht weit von ihrem Haus, keine drei Minuten. Aber sie war ja selber schuld. Sie hätte heute Morgen nicht das Auto nehmen dürfen, es war nicht zugelassen und sie wollte es demnächst verkaufen, um ihre Schulden abzubezahlen. Doch letzte Nacht hatte es einen Stromausfall gegeben, woraufhin ihr Wecker stehen geblieben war. Fast wäre sie zu spät zur Arbeit gekommen, und dann hätte ihr Chef endlich einen Grund gehabt, sie zu entlassen. Also hatte sie sich entschlossen ihr Auto zu nehmen, da es die schnellste Möglichkeit gewesen war. Der Hinweg war kein Problem gewesen, keinem war aufgefallen, dass sie ohne Nummernschild fuhr. Der Rückweg wurde jedoch zur Horrorfahrt! Sie hatte sich verfolgt gefühlt, von diesem blauen Kombi. Er war ihr gefolgt, da war sie sich sicher. Sie hatte versucht ihn abzuhängen und war in diese verfluchte Seitenstraße eingebogen. Hundert Meter weiter war es geschehen, sie hatte diese Frau umgefahren, diese Frau mit einem Kind im Arm und ihrem ganzen Hab und Gut auf dem Rücken. Sie hatte sie umgefahren und war dann aus Angst geflohen, hatte Fahrerflucht begangen. Als sie noch einen letzten Blick durch den Rückspiegel geworfen hatte, um sicher zu gehen, dass ihre Tat niemand bemerkt hatte, erkannte sie die Frau, es war Teds Frau und sie sah so aus, als wäre sie gerade auf dem Weg zu Ted gewesen.

Name:	Sophie Herrlein
Alter:	12 Jahre
Schule:	Friedrich-Ebert-Oberschule

Wie jeder Tag und doch so anders

Der Grill wird nicht oft benutzt, das Auto ist unangemeldet und die Kopfhörer des Mannes sind gestohlen. Die Häuser besitzen keine Gärten, und auch die Umgebung sieht dreckig und verlassen aus. Und doch wohnen hier so viele Leute, denen man nicht gleich auf den ersten Blick ansieht, wer sie sind. So geht es auch George, ein mittelgroßer und hagerer Mann, der schätzungsweise 54 Jahre alt ist. Er trägt die grauen Haare strähnig zurückgekämmt, und mit seiner grauen Alltagskleidung wirkt er langweilig und alt. Wenn keiner hinguckt, kaut er auf seinen Fingernägeln und trinkt jeden morgen Kaffee ohne Milch oder Zucker. Und daraus ist zu schließen, dass er weder eine Familie noch Hobbys oder eine Arbeit besitzt. Er ist zwar arbeitslos, hat aber dennoch ein kleines Haus geerbt, das nach dem Tod seiner Eltern, ein tragischer Verlust für ihn, ein wenig zu Bruch ging.

Einen Abend zuvor, und so fängt die Geschichte endlich an, saß George am Küchentisch und dachte angestrengt nach, wo er nach einer Arbeitsstelle suchen könnte. Er versuchte abermals, das Leben mit einem positiven Auge zu betrachten. Der richtige Blickwinkel wollte ihm aber nicht gelingen, und er blickte nur starr in die Gegend. Er dachte an den Job eines Kellners, doch die Manieren oder anständige Kleidung könnte er nicht aufbringen. Danach betrachtete er die Vorteile eines Putzmannes. Man bekam vielleicht nicht viel Geld, und im Müll rumzuwühlen gefiel ihm auch nicht, aber dennoch würde es ein guter Anfang sein. Er freute sich nicht auf den nächsten Tag, wenn er auch eine Arbeitsstelle am Telefon zugesagt bekommen hatte. Schließlich aß er noch ein halbes trockenes Sandwich und legte sich dann mit unzufriedener Miene und schlechter Laune ins Bett. Doch am nächsten Morgen, oh Wunder, hatte sich seine Laune gelegt und er trank einen schwarzen Kaffee bevor er sich einen Rucksack auf den Rücken schnürte und mit seinem Auto, das kaum noch Benzin hatte, losfuhr.

Er fuhr durch dunkle und düstere Straßen. Nirgends konnte man auch nur einen einzigen Menschen entdecken. Die Straßen waren so leer, dass er beinahe richtige Angst bekam. Er dachte daran, dass er jetzt vielleicht jeden Morgen durch diese verlassene Gegend fahren musste. Doch dann entdeckte er einen winzigen Zeitungsladen an einer fast unbewohnten Straßenecke. Er entschloss sich am Rand zu Parken und nachzufragen wo es zum Putzdienst „Rein & Sauber“ ginge. Er trat in den Laden und sah einen kleinen, nett aussehenden Mann der ihm sagte, dass er an der nächsten Kreuzung links abbiegen müsse

und dann die zweite Straße auf der rechten Seite nehmen sollte. Dies befolgte er schließlich und befand sich auf dem Bürgersteig vor einer kleinen Schule, die sehr gepflegt und ordentlich aussah. Und wie man sich denken kann, war an einem Samstagmorgen kein einziger Schüler auf dem Schulhof zu sehen. Er trat vor das Schulgebäude, wo ein kleines Schild stand, auf dem zu lesen war:

„Glück auf Erden Grundschule
Putzdienst Rein & Sauber (rechte Seite)“

Er schaute zur rechten Seite, wo er noch ein Grundstück sah, welches die Überschrift „Rein & Sauber“ besaß. Er betrat das große Gebäude, das nun vor ihm in die Höhe ragte. Schließlich ging er in die Richtung, in die der Pfeil mit der Schrift: „Zum Büro“ zeigte. Er ging durch für ihn endlos lang scheinende Flure. Im Büro angekommen, begrüßte ihn eine schmale, blonde Frau, die ihm sagte, dass er sich in das Zimmer des Chefs begeben könne. Dort erwartete ihn ein großer, stämmiger Mann, der ihm sich und das gesamte Putzteam vorstellte.

George fühlte sich plötzlich in einer so großen Gruppe sehr geborgen und zuhause. Endlich, so viele Jahre nach dem Tod seiner Eltern war er nicht mehr einsam und sich gewiss, dass es auch in dieser trostlos scheinenden Welt nette Leute gab, die sich bewusst waren, dass das Leben einmalig war. Zusammen mit dem neuen Team verging der Tag wie im Flug.

Nachdem er seine Arbeit beendet hatte, fuhr er mit dem Auto nach Hause. Zuhause angekommen parkte er sein Auto, legte seine Tasche ab und sah einen traurigen Nachbarn, der trostlos auf einem alten Gartenstuhl saß. George ging auf ihn zu, um ihn an seinen Glücksgefühlen teilhaben zu lassen. Spontan nahm er ihn in die Arme. Der Nachbar war so überrascht, dass er zurückzuckte. Doch dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht. So wurden sie Freunde und keiner der beiden war einsam. Dieser Tag war völlig anders.

Name:	Raphael Kirsch
Alter:	14 Jahre
Schule:	Robert-Havemann-Oberschule

Eine traurige Geschichte mit Happy End

Es war an einem schönen Samstagmorgen. Die Vögel sangen und alles blühte und freute sich. Nur einem ging es nicht gut. Er hieß John und lebte seit drei Tagen auf der Straße. Seine Frau und er hatten einen sehr heftigen Streit. Danach hatte ihn seine Frau vor die Tür gesetzt. In diesem Streit ging es darum, dass John beim Spielen in Bars sehr viel Geld verloren hatte und jetzt hoch verschuldet war. Wie sollte es nun weiter gehen, fragte sich John. Er suchte Hilfe bei seinem besten Freund Mike. Er wohnte nicht weit weg. John erzählte Mike alles und fragte ihn, ob er für längere Zeit bei ihm wohnen könne. Mike willigte ein und bot John an, dass er ihm etwas Geld leihen könnte, bis er wieder einen Job gefunden hat. John dankte ihm von Herzen. Bereits zwei Tage später ging er zu einem Vorstellungsgespräch. John war gelernter Koch und hatte nun eine Anzeige in der Zeitung gelesen, wo sie in einem neu eröffneten Restaurant einen Koch suchten. Er hatte das Vorstellungsgespräch gut gemeistert und durfte dort wenig später arbeiten. John war überglücklich und hatte sich nun vorgenommen, noch einmal mit seiner Frau zu sprechen. Dies tat er auch wenige Tage später. Er stand mit einem Strauß Blumen vor ihrer Tür und klingelte. Als sie die Tür öffnete, reichte er ihr die Blumen und bat sie um ein Gespräch. Sie ließ ihn herein und er erzählte ihr von seinem neuen Job als Koch. John und seine Frau sprachen sich einmal richtig aus, und am Ende des Gesprächs verstanden sie sich viel besser als vorher, und sie sagte ihm, dass er wieder bei ihr einziehen könne. Endlich hatte John wieder ein Zuhause und er konnte die Schulden bei seinem Freund und die Spielschulden bezahlen. Doch das Schönste war, dass er Vater wurde.

Name:	Muna Lekesiz
Alter:	17 Jahre
Schule:	Kepler-Oberschule

Das Angebot

Es klingelte an der Tür von Maccan. Methew, der Hausbesitzer, machte die Tür auf und sah einen Mann vor sich stehen, der sehr seriös wirkte in seinem dunklen Anzug. Mit ausdruckslosem Gesicht offenbarte der Mann ohne zu zögern Methew sein Angebot. Methew bekäme eine Million Dollar, wenn er ein Jahr lang auf der Straße leben und sein Hab und Gut in seinem Haus hinterlassen würde, doch ob er währenddessen Arbeit finden oder betteln würde, war Methew überlassen. Für Methew war die Entscheidung nicht schwer, da er selber wusste, dass er nichts im Leben erreicht hatte und nahm das Angebot an. Der fremde Mann zog dann in die Wohnung von Methew ein, damit keiner in die Wohnung eindringen konnte.

Matthew lebte schon einige Monate auf der Straße, seine Klamotten waren völlig zerrissen, sein Gesicht war schmutzig, er trug nur einen Schuh, kramte im Müll rum und suchte was zum Essen. Er hatte aber Ehrgeiz und lebte deshalb weiterhin auf der Straße, um die eine Million Dollar zu bekommen.

Schon ging das eine Jahr zu Ende. Für Methew aber waren die Monate wie eine Hölle gewesen.

Der fremde Mann wollte Methew das Geld überreichen, als es auf einmal an der Tür klingelte, er stand mit einem Ruck auf und machte die Tür auf. Ein Mann stand vor seiner Tür, der sehr seriös wirkte in seinem dunklen Anzug, mit einer misstrauisch lächelnden Stimme.

Name: Pauline Wischhusen

Gestrandete Engel können auch weinen

Flavilla schlug die Augen auf und sah nichts, nur schwarz um sie herum. Nein, so war das nicht richtig, nicht nur schwarz. Am Himmel stand ein großer runder weißer Ball, der alles in ein trübes Grau wandelte. Langsam kamen ihre Erinnerungen zurück, und Flavilla begann zu begreifen, dass die Strafe, die ihr auferlegt worden war, nun vollzogen war. Doch noch konnte sie sich nicht des ganzen Ausmaßes der Strafe bewusst werden. Denn sie war sich nicht einmal sicher, wo sie gerade war. Doch wie konnte es eigentlich soweit kommen? Eigentlich hatte sie als Engel immer gute Arbeit geleistet. Sie war zu den Menschen gegangen, wenn sie sich allein gefühlt haben und hat ihnen ganz sanft eine Hand auf die Schulter gelegt. Natürlich konnten die Menschen die Berührung nicht spüren, doch trotzdem wurde sie wahrgenommen. Doch dieses Mal war sie zu spät gekommen, sie hatte ihren Schützling nicht mehr retten können. Er hatte sich von einer Brücke gestürzt, obwohl seine Zeit noch nicht gekommen war. So etwas durfte nicht passieren und war auch seit hundert Jahren nicht passiert. Klar, Selbstmorde gab es ständig, doch bei diesen Menschen war die Zeit abgelaufen und der Todesengel hatte zuviel zu tun, um noch einen Unfall herauf zu beschwören. So war Flavilla in Ungnade gefallen und ein Erzengel war zu ihr gekommen und hatte verkündet, dass sie für die nächsten fünfzig Jahre verbannt sei.

Nun stand sie hier im Hauseingang einer ziemlich heruntergekommen Menschenhaussiedlung. Es waren immer kleine Plattenbauten von zwei Stockwerken mit je höchstens zwei Zimmern. Nun vernahm sie auch Stimmen, keine so schönen lieblichen, wie Flavilla sie sonst kannte, sondern Menschenstimmen. Sie sah sich um und erblickte Menschen, die draußen vor ihren Häusern standen oder saßen und sich unterhielten. Langsam merkte sie, wie es heller wurde um sich herum, doch es war noch immer alles in grau gehalten. Vorsichtig machte sie einen kleinen Schritt nach vorne. Dabei rutschte ihr ein Rucksack von der Schulter, sie öffnete ihn und sah darin einen Schlüssel und einen Schokoriegel. Sie nahm den Schlüssel heraus und ging zu der Tür, zu der sie blickte. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss, er passte, dann drehte sie ihn und öffnete vorsichtig die Tür. Auch hier war alles grau und Flavilla dachte, dass sie wohl nie verstehen würde, wie jemand dieses Leben dem Tod vorziehen konnte und in diesem Moment begriff sie, warum sich ihr Schützling in die Tiefe gestürzt hatte. Am liebsten hätte sie es ihm nach getan, doch es hätte nichts gebracht, das wusste sie, denn sie war für die nächsten fünfzig Jahre an dieses Leben gebunden. Doch dieser Gedanke machte sie wahnsinnig. Sie begann zu

schluchzen und sackte langsam in der kleinen Küche zusammen, in der man landete, wenn man durch die Tür trat. Sie hockte so da, und nur bei jedem Schluchzer wippte sie kurz nach oben. Vermutlich hätte sie noch weitere Stunden dort verbracht, wenn ihr nicht der Rucksack erneut von der Schulter gefallen wäre und aus ihm der Schokoriegel. Vermutlich, dachte Flavilla, war das einer ihrer früheren Kollegen gewesen, die nun die Aufgabe hatten, bei ihr zu sein. Sie hob den Riegel auf und packte ihn aus. Noch nie hatte sie so etwas gegessen. Dort wo sie herkam gab es nur Geschmack, aber kein Essen. Sie biss vorsichtig ein Stück ab und kaute. Es war köstlich, und so beruhigte sie sich langsam, während sie aß. Sie stützte sich mit zitternden Händen auf und blickte ins Nebenzimmer. Es war das Schlafzimmer, und sie sah zum ersten Mal etwas, was ihr ein wundervolles Gefühl vermittelte. Ein einziger Gegenstand in diesem grauen Raum hatte Farbe, und so langsam begriff Flavilla, warum es sich lohnte zu leben. Und sollte sie je wieder ein Engel werden, würde sie besser werden als je zu vor.